

22.140 3<sup>te</sup>

Xa  
1497



Die Einführung

des

**C**hristenthums  
im Harzgau

im achten Jahrhundert

mit besonderer Berücksichtigung

der Gründungsgeschichte des Bisthums Halberstadt.

Von

**Albert Reinecke**

Pastor in Schauen bei Osterwieck am Harz.



Osterwieck/Harz.

Druck und Verlag von A. W. Zickfeldt.

1888.





Die Einführung  
des  
**Christenthums**  
im Harzgau  
im achten Jahrhundert

mit besonderer Berücksichtigung  
der Gründungsgeschichte des Bisthums Halberstadt.

Von

**Albert Reinecke**

Pastor in Schauen bei Osterwieck am Harz.

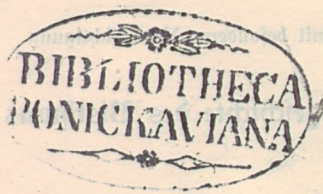


1888/90: 50.  
Osterwieck/Harz.

Druck und Verlag von A. W. Zickfeldt.

1888.

Die Geschichte  
des  
Christentums  
im Harz  
im achten Jahrhundert



Verlag von H. W. Schmidt  
Halle  
1883



## Vorwort.

Da es mit Ausnahme von Schumanns Missionsgeschichte der Harzgebiete (Halle Waisenhaus 1869), welche jedoch ein viel weiteres Gebiet umfaßt, an einschläglicher Litteratur über den hier behandelten Gegenstand völlig fehlt, so glaubte ich in erster Linie den Geschichtsfreunden sowie den Amtsbrüdern und Lehrern unsrer engern Heimath einen Dienst zu erweisen, wenn ich es einmal versuchte, ein Bild jener Zeit zu zeichnen, als auch im Harzgau die Strahlen des Evangeliums die Nacht des Heidenthums zu durchdringen begannen.

Aber auch das allgemeine historische Interesse ist nicht außer Acht gelassen. Die Untersuchungen in § 6 und § 9 sowie die in § 10 sind darauf berechnet, an der Aufklärung der dort behandelten dunkeln Stellen mitzuarbeiten.

Die citirten historischen Quellschriften sind von mir fast ohne Ausnahme möglichst gewissenhaft durchstudirt und die betreffenden Abschnitte theils nach den Geschichtsschreibern der deutschen Vorzeit in deutscher Bearbeitung (Berlin bei W. Besser), soweit mir dieselben zugänglich waren, theils in möglichst wortgetreuer eigner Uebersetzung wiedergegeben.

Ueberall habe ich die Selbstständigkeit meiner Studien zu bewahren gesucht. Was darin mangelhaft ist, möge man mir als einem Laien in der Geschichtsforschung zu gute halten und den guten Willen, mitzuhelfen, die Geschichte längst vergangener Zeiten der Gegenwart wieder nahe zu bringen, für die That nehmen.

Schauen b. Osterwieck a. Harz,  
im August 1888.

Der Verfasser.

# Dortort

Es ist eine kleine, von Schumanns Mittelschulklasse  
der Hauptstadt (alle Waisenkinder) welche jedoch ein nicht  
weiteres Gebiet umfasst, an einschläglicher Litteratur über den  
hier behandelten Gegenstand völlig fehlt, so glaube ich in erster  
Linie den Geschichtswissenschaften sowie den Zeitungs- und  
unserer eigenen Zeitungs einen Versuch zu empfehlen, wenn ich es  
einmal veruche, ein Bild ihrer Zeit zu zeichnen, als auch im  
Folgenden die Strahlen des Evangeliums die Nacht des Heiden-  
thums zu durchdringen beginnen.

Aber auch das allgemeine Interesse ist nicht  
ausser Acht zu lassen. Die Zeitungs- und die  
die in § 10 sind bereits besprochen, an der Zeitungs- und  
behandelt werden sollen.

Die christliche historische Quellenkritik sind von mir fast  
ohne Ausnahme möglichst gewissenhaft durchgesehen und die be-  
treffenden Abschnitte theils nach den Geschichtswissenschaften der  
Vorzeit in deutscher Bearbeitung (Berlin bei H. Hoffmann) sowie  
mit derselben Ausgabe in deutscher Sprache in möglichst  
eigener Uebersetzung wiedergegeben.

Ich erlaube mir die Selbstständigkeit meiner Studien zu  
betonen. Was darin mangelt, ist nicht meine Schuld,  
als einem Einzelnen in der Geschichtsforschung zu gute halten und  
den guten Willen, mittheilen, die Geschichte längst vergangener  
Zeiten der Gegenwart näher zu bringen, für die Zeit nehmen.

Schauen b. Oberndorf a. Harz  
im Jahre 1858.

Der Verfasser.

## § 1. Land und Leute.

Der Harzgau, in alter Form Hartingowe, Hardegowe, Harthagewi, liegt im Gebiet des ehemaligen Bisthums Halberstadt. Seine Grenze bildete im Süden der Gebirgskamm des Harzes zwischen Kadau und Bode, im Westen die Oker, im Osten die Bode, im Norden das große Bruch zwischen Borsum und Ofchersleben.

Er bildet einen Theil des alten Landes der Cherusker. Sie waren es, welche einst im Jahre 9 n. Chr. unter ihrem jugendlichen Anführer Arminius in Verbindung mit andern deutschen Stämmen die Römer unter ihrem Feldherrn Quintilius Varus am Teutoburger Wald aufs Haupt schlugen, nachdem letztere bis in unsere Gegend, ja bis an die Elbe vorgeedrungen waren.

Das nördliche Deutschland trug damals in weiten Strecken noch einen durchaus unwirthlichen Charakter. Der ungeheure hercynische Urwald, eine Gesamtbezeichnung für die germanischen Waldhöhen, bedeckte den größten Theil des Landes. Er umfaßte im Nordwesten seiner Ausläufer auch unsern Harz. Von Plinius, der im Jahre 79 n. Chr. starb, wird uns in seiner Naturgeschichte (hist. nat. 16, 2) von diesem hercynischen Walde in seinen nördlichen Theilen folgende Schilderung gegeben: „In der nördlichen Gegend übertreffen die gewaltigen in Jahrhunderten unberührten und mit der Welt entstandenen Stämme alle Wunder. Mag auch Anderes, dem man doch keinen Glauben schenken würde, unberührt bleiben, so steht doch fest, daß die Wurzeln, wo sie sich begegnen, das Erdreich zu ganzen Hügeln aufstreifen, daß da, wo das Erdreich nicht nachgab, die Wurzeln hohe Berge bilden, die bis zu den ebenfalls in einander gewachsenen Ästen emporsteigen, daß dadurch förmliche Chore entstehen, durch welche ganze Schwadronen hindurch reiten können.“ (Pfahler, Deutsche Alterthümer p. 462.)

Wesentliche Veränderungen in der Unwirthlichkeit des alten Germaniens werden auch für unsere Gegend durch die Völkerwanderung, die im Jahre 375 nach Chr. begann, eingetreten sein, doch ist die Geschichte dieser Veränderungen, die mit einer gründlichen Verschiebung der Wohnsitze der einzelnen deutschen Völkerschaften verbunden waren, bis zum 5. Jahrhundert für uns völlig dunkel.

Um diese Zeit finden wir die Thüringer (welche damals ein mächtiges Reich bildeten, das die Mitte Deutschlands umfaßte und nach Norden bis an das heutige Magdeburg reichte und auch unsere Gegend einschloß, worauf ihr alter Name „Nordthüringen“ hinweist) im Kampf mit den Stämmen der Sachsen, deren Gebiete sich über die ganze norddeutsche Tiefebene zwischen der Elbe fast bis zum Niederrhein ausdehnten und nicht weit vom Harz mit denen der Thüringer zusammenstießen. Nach wechselndem Kriegsglück gelang es endlich den Sachsen sich in unserer Gegend festzusetzen, nachdem sie ihre Gegner zuerst bis an den Nordrand des Harzes und zuletzt bis an die Süd- und Südostseite des Harzes zurückgeworfen hatten. Nach einer um 1450 niedergeschriebenen Chronik sollen die Sachsen 479 die Thüringer bei Veckenstedt geschlagen haben (Steinhoff, Der Regenstein 1885 p. 5). Bis auf den heutigen Tag haben die Sachsen diese erkämpften Sitze behalten und die Bewohnerschaft unserer Gegend sind ihre Nachkommen.

Sehen wir uns die Urväter der Bewohner unserer Gegend, an welche die vielen Saßberge, Sassenköpfe und Sassensteine in Wald- und feldbezirken erinnern, etwas näher an. Woher sie kamen, ist geschichtlich nicht bestimmt zu erweisen, doch deutet Alles darauf hin, daß sie von Norden her über die Elbe als Eroberer in Deutschland eindringen. Im 3. Jahrhundert wuchsen die Völker zwischen Elbe und Ems zu einem Völkerbund der Sachsen zusammen. (Lüntzel, Gesch. der Diocese Hildesheim Theil I, p. 1 fl.) Ihr Name wird bereits in der Mitte des 2. Jahrhunderts bei Ptolemaeus genannt. Wie der Name selber zu erklären ist, darüber sind die Ansichten getheilt. Die einen leiten ihn ab von dem Wort „sithen“, so daß damit ein sesshaftender Stamm bezeichnet werden soll, wie wir auch heute noch von „Kothsassen, Insassien, Hintersassen“ reden, die andern dagegen leiten ihn ab von ihrem kurzen Schwert oder Messer „sahs“ genannt, an das vielleicht noch heute das Wappen des Stifts Quedlinburg erinnert, welches, eine uralte sächsische Gründung, 2 gekrenzte Messer führt. Der letztern Ableitung des Wortes scheinen in der Gegenwart die meisten Historiker zuzuneigen. Die Sachsen lebten ohne Königsherrschaft in altgermanischen Gau- und Gemeindeverbänden.

Eine hochinteressante Schilderung von der äußeren Erscheinung der alten Sachsen entwerfen uns die Schriftsteller, welche uns von dem fürchterlichen Kampf der Sachsen bei Scheidungen an der Unstrut als Verbündete der Franken gegen die Thüringer ums Jahr 528 erzählen. 9000 Sachsen griffen unter ihrem Herzog Hathegast den König der Thüringer Hermanfried an und schlugen ihn auf's Haupt, während die Franken sich ziemlich unthätig verhielten. Da heißt es nun von den Sachsen: „Das Erscheinen dieser ungeheuren Männer mit dem dicken Haar, das hinunterwallte bis zum Degengriff und dort sich vermischte mit dem fürchterlichen Bart, angethan mit dem kurzen Mantel von grobem Tuch und um die Lende ein rauhes



fell, das blanke Messer an der Seite, ein kleines Schild in der Rechten und eine wichtige, hohe Lanze in der Linken, das ganze Wesen rauh, wild, unbändig — erregte im Lager der Franken Erstaunen, Entsetzen, ja Furcht.“ (Schlönbach, 1000 Jahre thüringischer Geschichte pag. 24. Auch Bennigsen, Merkwürdigkeiten der Halberstädter Geschichte 1751 pag. 56 fl.) Mag diese Schilderung vielleicht auch etwas übertrieben sein, was die förmlichen Haarmähnen der alten Sachsen betrifft, so ist es doch immerhin Thatsache, daß das langgelockte Haar in jener Zeit als ein Zeichen aller freien und Edeln angesehen wurde, das die Könige am sorgsamsten pflegten. Die Gesetze verordneten sogar schwere Strafen, wenn Jemand sein Haar abschnitt. (Pfahler, deutsche Alterthümer pag. 598.)

Die Sachsen zerfielen zur Zeit Karls des Großen in 3 Hauptstämme: Westfalen, Engern und Ostfalen. Die letztern wohnten zwischen der Weser und Elbe und umfaßten die Districte der späteren Bisthümer Hildesheim und Halberstadt, also auch den Harzgan. Während der Kriege Karls des Großen lassen sich die 3 Stämme noch bestimmt unterscheiden, indem an der Spitze der Ostfalen Hessi, an der Spitze der Engern Bruno, an der Spitze der Westfalen Widukind stand. Später verliert sich der alte Unterschied. (Nettberg, Kirchengeschichte 2, 380.)

## § 2. Das Heidenthum der alten Sachsen.

Was die Religion der alten Sachsen anbetrifft, so sind wir über sie, wie überhaupt über das Heidenthum der Deutschen, nur sehr mangelhaft unterrichtet. Die christliche Mission hat möglichst gründlich das Gedächtniß an das deutsche Heidenthum zu vernichten gesucht und es ist ihr das auch der Hauptsache nach, freilich zum Leidwesen der Geschichtsforschung, gelungen. Was wir noch vom deutschen Heidenthum wissen, sind im Großen und Ganzen nur noch kümmerliche Reste, die durch die Herbeiziehung der Mythologie der skandinavischen Völker, die allerdings mit der deutschen Mythologie in offenkundiger Verwandtschaft steht, einigermassen vervollständigt worden sind. — Die Hauptquelle für die älteste Zeit bildet die Schrift des Tacitus, † 99 n. Chr., über Deutschland, eine Quelle, die jedoch nur in den Hauptzügen als zuverlässig angesehen werden kann, da dieser Geschichtschreiber auch nur vom Hörensagen berichtete. Er sagt: „Die Götter in Tempelwände einzuschließen, oder der Menschengestalt irgend ähnlich zu bilden, halten sie für unverträglich mit der Größe der Himmlischen. Sie weisen ihnen Haine und Wälder und unter dem göttlichen Namen rufen sie jenes unerforschliche Wesen an, das nur ihr ehrfurchtvolles Gemüth erkannte.“ (Tacitus Germania op. 9.) Das ist gewiß richtig und wird auch durch andre spätere historische Berichte vollauf bestätigt. Dennoch scheinen auch die Deutschen im allgemeinen und die alten Sachsen im besonderen

Götterbilder gehabt zu haben, denen festzüge und Opfer gebracht wurden. (Pfahler, pag. 620.) Dies ergibt sich z. B. aus einer Bestimmung der gesetzlichen Verordnungen (Capitularien) Karls des Großen im Sachsenlande, wo u. a. ein Artikel handelt „von dem Bildniß, welches sie durch die Felder tragen und von dem Bildnisse aus Tuch gemacht (de simulacro, quod per campos portant et de simulacris de panno factis).“ Auch an Tempeln scheint es in der vorgerückteren Zeit des Heidenthums nicht gefehlt zu haben. Dies beweist eine Stelle im Leben des hl. Willehad, geschrieben von Ansgar (vita Willehadi bei Pertz Monumenta II, 380). Dort heißt es, daß die Schüler des hl. Willehad im Gau Drenthe in Friesland die heidnischen Tempel zu zerstören angefangen und die Wuth der Heiden erregt hätten. —

Was die Namen der einzelnen Götter anbetrifft, so hat die Phantasie und die Sucht nach Neuentdeckungen besonders im vorigen Jahrhundert bei den Chronikenschreibern eine ganze Schaar Götter an den Tag gebracht, worüber man sich zuweilen des Lächelns nicht erwehren kann. Meist suchen sie diese Götternamen heraus aus den für sie unerklärbaren Orts- und Bergnamen. Besonders stark ist in dieser Beziehung das sonst nicht unverdienstliche Buch von Stübner „Merkwürdigkeiten des Harzes, Halberstadt 1793“, das von einem deutschen Götzen Viel (Wielshöhe bei Isefeld), dem Götzen Sulze (Sulzenhagen, unweit Hohegeiß), der Göttin Truda (Trautenstein), der Göttin Lohra (Lohra b. Nordhausen) und Jecha (Jechaburg bei Sondershausen), vom Gott Püsterich in Sondershausen und sogar von einem Gott Bennicke (Bennickenstein) u. z. zu reden weiß.

Was bezüglich der alten deutschen Götternamen überhaupt und bezüglich der alten sächsischen Gottheiten im besonderen thatsächlich feststeht, sind zunächst die Namen der 3 Hauptgötter, die in der berühmten Abrenuntiationsformel, welche anno 743 das austrasische Concil feststellte\*) und zu dem Taufbekenntniß der heidnischen Sachsen gehörte, genannt werden, nämlich Donar, Wodan und Sarnot (Schwertträger).

Merkwürdig, daß hier Donar in erster Linie genannt ist, während doch sonst immer Wodan die Hauptgottheit bildet. Man möchte hier wohl den Schluß machen, als sei bei den Sachsen Donar der Hauptgott gewesen.

Der dritte Hauptgott Sarnot ist der Kriegsgott, welcher sonst Ziu oder Tyr genannt wird. Während an den Dienst dieses letzten bei uns nur noch der Name „Dienstag“ (Zius-Tag) erinnert, sind die Erinnerungen an den Wodan- und Donarglauben sowie an den Dienst dieser beiden Götter auch im Harzgan noch reichlich vorhanden.

\*) Anmerkung. Müllenhof und Scherer, Denkmäler deutscher Poesie und Prosa p. 456 ff. setzen diese Formel erst in die Jahre 765—786 und erklären sie für die ursprünglich vom Kloster Fulda gehandhabten Tauffragen, die seit der Sturm'schen Mission unter den Sachsen mit dem Zusatz, welcher die sächs. Götter betraf, versehen worden sei.

So erinnert an den Wodandienst der Gütchenberg und die Gütchenwiese (= Gibichberg resp. wiese; \*) Gibich aber ist ein Beiname des Wodan) bei Osterwieck, das wüste Godenhufen unweit Derenburg, die Göddenstraße in Halberstadt (Gemeinnütziges Wochenblatt für Halberstadt und Umgegend 1840, Nr. 31), das Jetten- oder Göddenthal, südlich von Schauen, welches sich von Nordost nach Südwest zum Bockstertz hinaufzieht; der Wodansberg mit Wodansaltar (Wohldsb. im Volksmund) nebst dem Schimmerwald zwischen Harzburg und Stapelburg. Der Schimmerwald, in alter Form Schimmelwohld, erinnert an die heidnische Vorstellung des Wodan als Schimmelreiter.

Vielleicht sind auch die mehrfach vorkommenden Butterberge (1. nordöstlich von Harzburg; 2. zwischen Dardesheim und dem Römmelsthal, in dessen unmittelbarer Nähe der Höllenspringbach und Hölleberg liegt; 3. östlich von Ströbeck; 4. zwischen Ilseburg und Drübeck; 5. nördlich von Sangerhausen u. a.), sowie der Name Butterborn (bei Schöningen) und Butterkopf (südlich von Trautenstein) auf den Namen des Wodans zurückzuführen, indem Butter weiter nichts ist als eine Corrupirung des Wortes wüter (wuotari), das nach Pott mit der Bezeichnung des Wodan zusammenhängt. Adam von Bremen erklärt: Wuodan, id est furor.

An den Dienst des Donar erinnert nicht nur der Donnerstag, sondern vor allen eine Reihe von Berg-, Wald- und Flurbezeichnungen, an denen es auch im Harzgan nicht fehlt. So das Donreshö bei dem wüsten Holttemmeditfurt, der Donnersberg zwischen Roelum und Wehleben, der forstdistrict Dorla = Thors Wald am nordwestlichen Rand des Schimmerwaldes, das törstöre, die heutigen Schersthorklippen südwestlich von den Schnarthern des Brockens. Ferner die vielen Bocks- und Blockshörsberge (östl. von Deersheim und südlich von Derenburg im Wald), die Bockswiesen, Bocksklippen, die Bockshornstede bei Drübeck, der Bockstertz südl. von Schauen, welche auf den dem Donar heiligen Bock hinweisen. Auch die zahlreichen Petersberge, z. B. einer südl. von Minsleben, waren nachweislich ehemalige Donarsberge und haben erst durch christliche Umdeutung ihren gegenwärtigen Namen bekommen (Harzzeitung 1870, 764 und Jacobs Geschichte der Provinz Sachsen p. 11). Nach Grimms Mythologie sind auch die Berge, welche den Namen „Großvater“ führen, z. B. bei Blankenburg, heilige Stätten des Donar, den man den „großen Vater“ nannte.

Neben den genannten Göttern fehlte es auch nicht an Göttinnen. In erster Linie ist die Göttin Frigga oder Freia zu nennen, die in den Sagen unserer Gegend als Frau Holle (Hulda) erscheint. Von großer

\*) Anmerkung. Einen Gütchenteich gab es bis vor kurzem in Halle a. d. S. nordöstl. der Stadt. An Gibich erinnert ferner Gibichstein bei Halle, der Gibichenberg bei Lengefeld, Kreis Sangerhausen.

Bedeutung für die ganze Harzgegend war ferner die Göttin des Lichts, die Ostara. Immermehr scheint die heutige Forschung den Zweifel, daß es eine solche Göttin je gegeben, aufzugeben.<sup>\*)</sup> Wenn es auch Thorheit wäre, jeden der unzähligen Osterberge als ein Heiligthum der Ostara anzusprechen, so dürfte doch mancher dieser Berge mehr als die bloß östliche Lage von einem Ort aus bezeichnen. Ebenso geben die mancherlei Osterthäler, Osterbäche (bei Ströbeck), Osterfelder, Ostersteine, die Osterkirche bei Stiege im Harz, sowie die Namen Osterode und Osterwieck zu denken. Daß das Auferstehungsfest des Herrn Ostern genannt wurde mit Beziehung auf die Ostara, der im Frühling ein Fest gefeiert wurde, kann zwar nicht bewiesen werden, ist aber doch sehr wahrscheinlich, zumal wenn man mit dem Fest der Ostara die im Norden und Süden des Harzes bis zur ehemaligen Grenze des Erzbisthums Mainz üblichen Osterfeuer in Verbindung bringt. Letztere wurden auf der Kirchenversammlung zu Regensburg 742 als heidnischer Brauch verboten. Sie waren also älter als das Christenthum in diesen Gegenden und hätten sie mit einer heidnischen Gottheit nichts zu thun gehabt, würden sie nicht verboten gewesen sein. Von größtem Interesse wäre es, wenn nachgewiesen werden könnte, ob die heidnischen Osterfeuer in der ersten Zeit nach Einführung des Christenthums unabhängig vom christlichen Osterfest gefeiert worden seien unter dem Namen Osterfeuer. Uebrigens wäre es geradezu auffallend, wenn das germanische Heidenthum, das durchweg ein Naturcultus war, keine Göttin des Lichts gehabt haben sollte, die doch in keinem anderen heidnischen Cult fehlen dürfte, zumal wenn er ein solcher ist, der die Kräfte der Natur personificirt. Wie weit vielleicht die öfter vorkommende Ortsbezeichnung „der Sonnenklee“ mit dem Ostaracult zusammenhing, werden wir später sehen.

Weiteres aus der deutschen Mythologie übergehe ich hier, weil es für den vorliegenden Zweck nicht nöthig ist. Dagegen kann ich nicht umhin, an dieser Stelle eines vielbesprochenen Götzen zu gedenken, der gerade für unsere Gegend von besonderem Interesse ist. Das ist der angebliche Göze Krodo. Die Chronikensreiber des vorigen Jahrhunderts sind alle ganz voll davon, dieser sächsischen Gottheit zu gedenken. Der gelehrte Heineccius hat seiner Geschichte Goslars eine besondere Abhandlung über den Kredo beigelegt und die Thatsächlichkeit der Anbetung dieses Götzen zu erweisen gesucht. In der Chronik von Rehtmeier (braunsch. Lüneburg. Chronik Band 1 p. 115 ff.) lesen wir von dem Götzen folgende Schilderung: „Kredo, ein alter Mann, auf einer Säule stehend, mit langen, verworrenen Haaren und langem Bart, im bloßen Hemd mit einem leinen weißen Gürtel, in der gesenkten rechten Hand einen Esmer mit Rosen und in der linken Hand ein Rad haltend, barfuß auf einem Barsfisch stehend.“ Dann heißt

<sup>\*)</sup> Anmerkung. Anders H. Pröhle, der sie verwirft. Harzzeitchrift 1887 auf dem innern Umschlag.

es weiter: „Diesen Götzen Krodo oder Saturn haben die Ostfachsen, so hinter dem Harz, zwischen Saale und Ocker wohnten, auf einer Klippe in Harzburg verehrt, bekleidet mit Kränzen und Blumen. Alte Leute wissen auf der Harzburg im Eingang der Burg zur rechten Hand den Ort, wo dieser Krodo soll gestanden haben. Den Krodo ließ Karl d. Gr. zerstören und statt dessen ein Oratorium, Bethaus und Capell bauen, auch verordnet, daß daselbst etliche Priester den christlichen Glauben dem Volk lehrten. Nächsten ist aus dieser Capell eine Stiftskirche gemacht und anno 1025 reichlich begabt, ist aber 1073 [im Sachsenaufruhr] vernichtet. Später ist sie nach Goslar verlegt. Aber weil in Harzburg viel Wunder geschehn, hat sich dort eine große Wallfahrt erhalten. Aus der ganzen Umgegend kamen die Leute und suchten dort Hülfe. Noch vor wenig Jahren [das Buch ist 1722 geschrieben] waren dort viel Krücken, wächserne Arme, Beine zc. zu sehn, die man dort aufgehängt hatte [als Zeichen der geschehenen Heilung], aber das ist jetzt abgeschafft.“

Dieselbe Schilderung des Krodo und der spätern Verehrung eines Heiligthums in Harzburg kann man in jedem Specialgeschichtswerk des vorigen Jahrhunderts lesen und nur selten erhebt einmal einer der vielen Schriftsteller gegen die ganze Geschichte Bedenken.

Das Andenken an den Götzen Krodo wird nun bis in die Gegenwart immer lebendig erhalten durch den sogenannten Krodoaltar, der in der Vorhalle des alten abgebrochnen Doms zu Goslar neben verschiedenen andern Alterthümern gezeigt wird. Es besteht dieser sogenannte Altar aus einem länglichen viereckigen Kasten von Metall, 5' 3'' lang, 2' 6'' breit und 2' 7'' hoch auf 4 kleinen, knieenden, bärtigen Figuren ruhend, wie sie auch sonst öfter, besonders als Träger von Taufsteinen, vorkommen. Der Kasten ist oben ganz offen und an den Seitenwänden von kleinen und größeren runden Oeffnungen durchbrochen und an den beiden Giebeln in gleicher Höhe mit einer runden Oeffnung versehen, durch die eine Tragtange hätte hindurch gesteckt werden können. — Durch die Untersuchungen von Delius, ehemaligem Archivar in Wernigerode, ist die ganze Geschichte von Krodo, wie sie sich zuerst bei dem Wernigeröder Chronisten Botho in seinem *chronicon picturatum* vom Jahr 1492 bei Leibnitz Tom. 3 findet und durch ihn gang und gebe wurde, umgeworfen, der Krodo und seine Gestalt für ein Erzeugniß späterer Phantasie erklärt und sein Altar in Goslar für einen christlichen Tragaltar oder für einen Reliquienkasten. Diese Anschauung ist auch in der Gegenwart die herrschende und von dem bekannten Herausgeber der Harzsagen Heinrich Pröhle wird heute mit einem wahren Feuereifer darüber gewacht, damit nur ja Niemand mehr im Ernst ein Wörtlein von Krodo rede. [cf. Harzzeitchrift 1874].

Indeß als so rundweg abgethan kann ich die Sache durchaus nicht ansehen. Was den Krodoaltar anbetrifft, so ist er gewiß sehr alt, was schon die Stylisirung der 4 knieenden Figuren beweist. Daß er ein

heidnischer Altar gewesen, wäre allerdings erst durch Analogieen heidnischer Altäre zu beweisen, aber daß er ebensowenig ein christlicher Tragaltar oder gar ein Reliquienkasten gewesen sei, ist mir noch viel gewisser. Wer die vorhandenen Reliquienkasten ansieht, die uns erhalten sind, kann doch unmöglich diesen Altar als ein solches Behältniß ansprechen, da ein solches doch immer nur von sehr kleinen Dimensionen war. In das Goslarer Behältniß aber wären mehrere Scheffel Reliquien hineingegangen. Auch würde ein solches Gefäß schwerlich an seinen Seitenwänden durchbrochen sein. Ebensowenig wird es ein christlicher Tragaltar gewesen sein, denn diese Form des Altars wäre auch ohne Analogie: ohne Deckplatte mit dem üblichen Reliquienbehältniß und eine Tragstange mitten durch den Altar durch, statt an den beiden Seiten!! Mit einem Wort, die richtige Erklärung ist meiner Meinung nach noch nicht gegeben.

Was dann den Krodo selber anbetrifft, so glaube ich allerdings auch nicht, daß unter dem Namen ein selbständiger deutscher oder sächsischer Götze verehrt worden sei, so lange nicht noch andre sichere Beweise dafür aufgefunden werden können, aber die Sache mit dem Krodo rundweg abzuweisen, scheint mir nicht besonnen. Von selber entstehen alle solche Sachen nicht, sie haben fast durchweg einen historischen Kern. Wenn Delius bewiesen zu haben glaubt, daß vor 1065 oder 1069 keine Burg auf der Stelle der nachmaligen Harzburg gestanden habe, so ist das für mich durchaus kein Beweis, daß nicht viel früher schon dieser Ort mit einem Heiligthum bestanden sein konnte. Was hat denn Krodo mit dem Burgbau zu thun und warum soll die Stätte der Harzburg nicht sehr wohl früher bebaut oder durch ein Heiligthum bekannt gewesen sein? Der Burgberg in Harzburg ist doch wahrlich kein Brocken, so daß man ihn nicht schon in früher Zeit betreten und ihn bei seiner auffallenden weit in's Land hineinschauenden Lage zu Befestigungszwecken, oder was bei der früheren weiten Ausdehnung des Waldes tief in das flache Land hinein eher anzunehmen ist, zu einer gottesdienstlichen Stätte benutzt haben sollte. Wenn wir aber bedenken, daß ein Mann wie Rehtmeier schreibt, es sei bis zu seiner Zeit d. h. damals bis Anfangs des 18. Jahrhunderts nach dem Burgberg in Harzburg gewallfahrtet und die geheilten Gliedmaßen dort in Wachs geformt aufgehängt worden, eine Sitte, die bekanntlich in katholischen Ländern heute noch sehr beliebt ist, so weist das zwar nicht darauf hin, daß der Krodo auf der Harzburg gestanden haben müsse und angebetet sei, aber das wird dadurch doch klar, daß jene Stelle eine uralte gottesdienstliche Bedeutung gehabt hat. Mag nun diese Verehrung immerhin in späterer Zeit einem christlichen Heiligthum gegolten haben, so ist damit doch nicht ausgeschlossen, daß diese Verehrung an jener Stelle nicht ein weit höheres Alter gehabt habe. Auch das Aufhängen von Gliedmaßen dem angeblichen Helfer zu Ehren kann nicht als eine verhältnißmäßig junge Sitte hingestellt werden, sondern es schließt dieser Brauch eine uralte Uebung ein, die schon den heidnischen Philistern

zur Zeit des alten Testaments nicht fremd war [cf. 1. Sam. 5, 6; 6, 11, 17]. Ausdrücklich aber wird in dem aus der Mitte des 8. Jahrhunderts stammenden *induculus superstitionum et paganiarum* in Punkt 29 das Aufhängen von aus Holz geschnitzten Gliedern auf Kreuzwegen zur Heilung als ein heidnischer Brauch aufgeführt [cf. Rettberg p. 1, 329]. Vor allem fragt man sich: wie sollte man denn so hartnäckig an dem bestimmten Namen Krodo als einen Gottesnamen festgehalten haben, wenn die Sache nur rein erfunden wäre? Dazu kommt, daß der Name Krodo anderweitig außerordentlich früh, nämlich in der Zeit von 996—1023 in einer Urkunde des Bischofs Arnulph von Halberstadt, welche eine Grenzbeschreibung des Bisthums enthält, genannt ist in dem Crodenbeke, der unter diesem Namen heute noch die Forstgrenze des Braunlager und Hohegeißer Reviers bildet. Ich kann mir nicht denken, daß von dem Namen dieses Baches aus sich erst der Name Krodo sollte gebildet haben, sondern glaube vielmehr umgekehrt, daß der Bach seinen Namen erst von der Sage oder dem Götterglauben erhalten hat. Ebenso giebt der Name Grundenberg als ehemalige Bezeichnung der kleinen Anhöhe, auf welcher der Dom in Halberstadt gebaut ist, zu denken. Die Verwandtschaft dieses Namens mit Krodo springt sofort in die Augen. Dennoch glaube ich nicht, daß Krodo eine selbständige Gottheit bezeichnet hat, wohl aber dies, daß er eine Nebenbezeichnung des Donar oder Wodan gewesen ist, wie denn solche verschiedenen Bezeichnungen ein und desselben Gottes notorisch sind in der deutschen Mythologie (vgl. Gibich als Beiname des Wodan).

Was dagegen die bildliche Darstellung des Krodo betrifft, wie sie uns Rehtmeyer gegeben hat und wie sie anderwärts in älteren Werken dargeboten wird, so kann dieselbe kaum einer ernstern Beachtung werth sein, nicht darum etwa, weil unsere Vorfahren überhaupt keine bildliche Darstellung ihrer Götter gehabt hätten, denn mag es immerhin für die Urzeit richtig sein, so gilt das doch nicht mehr für das spätere deutsche Heidenthum, indem auch hier, wie bei allen heidnischen Religionen, der Einfluß anderer religiöser Auffassungen sich geltend machte, z. B. slavischer und christlicher. Auch der *induculus superstitionum paganiarum* weist Punkt 26—28 auf heidnische Götterfiguren in Menschengestalt, von Mehl gebacken oder von Zeug ausgestopft, die dann durch die Fluren getragen wurden (Rettberg 1, 329). Indes die Darstellung des Krodo und einer Reihe anderer angeblich deutscher Götzen, wie sie z. B. in *Bothos chronicon pieturatum* sich finden, liegt augenscheinlich keine deutsche Auffassung zu Grunde, sondern sie erinnert vielmehr auffallend an die phantastischen Götzbilder der Slaven, von denen uns Helmold, *Chronik der Slaven* I, 85 berichtet.

Auch sonstige Erinnerungen an die ehemalige Heidenzeit fehlen im Harzgan nicht in Gestalt von Urnenfunden in ehemaligen heidnischen Grabhügeln, wie solche z. B. in der Nähe von Schauen, Deersheim, Bähne,

Stötterlingen, Rimbeck 2c. gemacht sind. Dazu kommen die vielen Sagen mit offenbar heidnischen Beziehungen und die vielen Ortsbezeichnungen, welche auf den Teufeldienst, d. h. auf das ehemalige Heidenthum hinweisen. So die Bezeichnung Teufelsmauer, Teufelsberg, Teufelsthal, Teufelsburg (nördlich der steinernen Renne), Teufelsbad, Teufelsbach (zwischen Heimbürg und Michaelstein).

Dagegen haben sich die angeblich heidnischen Stätten auf dem Gipfel des Brockens, die den Namen Teufelskanzeln, Zauberbrunnen und Hegenaltar führen, nach den gründlichen Untersuchungen des Herrn Archivraths Dr. Jacobs in Vernigerode als Bezeichnungen von ziemlich jungem Datum herausgestellt. Nach diesen Untersuchungen sieht es nämlich fest, daß der Brocken vor dem 15. Jahrhundert noch nicht einmal mit seinem Namen hervortritt. Von einem Besuch des Brockengipfels kann, abgesehen von gelegentlichem Betreten bei der Jagd und Forstnutzung, vor der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts nicht gut die Rede sein, geschweige denn von einer Benutzung des Brockengipfels etwa 1000 Jahre früher durch den heidnischen Gottesdienst. 1654 ist bei einer sehr eingehenden Schilderung eines Brockenbesuchs seitens Quedlinburger Schüler von keiner Teufelskanzeln 2c. die Rede. Dagegen ist wohl anzunehmen, daß die niedern Vorhöhen des Brockens mit ihren Schluchten und Thälern für den heidnischen Cult benutzt wurden. Immermehr ergibt die forschung, daß der wirkliche Höhendienst unserer Vorfahren nicht auf entlegenen, schwer zugänglichen Bergen, sondern auf niedrigeren Erhebungen, Hügeln oder Hochs, mitten im bewohnten Land stattfand. (Vergl. Harzeitschrift 1870, 755 fl. und Jahrgang 1878, 463 fl.)

Sehr häufig finden sich auch in unserer Gegend und anderwärts Bezeichnungen wie: Lauseshügel, Lausbach (östl. von Osterwieck), Lausbusch (bei Rimbeck an der Ilse, sowie zwischen Hoppenstedt und Böhne). Was diese Bezeichnungen zu bedeuten haben, darüber ist schon viel geschrieben. Ohne hier näher auf die Erklärungen einzugehen, möchte ich die Ansicht aussprechen, daß in dem Wort „Laus“ gewiß nichts anderes zu suchen ist als das bekannte Ungeziefer. Man bezeichnete ganz analog wie man die Stätten heidnischer Heiligthümer mit Teufels- und Höllennamen belegte, jene Hügel, Wähe und Büsche, die in irgend einer Weise an das ehemalige Heidenthum erinnerten (besonders scheinen es heidnische Begräbnisstätten gewesen zu sein, da sich an den genannten Stellen vielfach Urnen finden) mit dem Schand- und Schimpfnamen der Laus, wie ja auch heute noch die mit diesem Wort verbundenen Prädikate zu den schlimmsten Schimpfwörtern gehören.

An den heidnischen Gözendienst erinnert endlich auch die Waldbezeichnung Seberlach zwischen Deersheim und Berjel, welche soviel als



Opferholz bedeutet, indem es aus den Worten Zëhar = Opfer und lah oder loh = Wald zusammengesetzt ist.

Unter den Sagen möchte ich hier nur auf die interessante Sage vom Eügenstein in Halberstadt hinweisen, den der Teufel auf seinem kleinen Finger herbeigeht habe, um den Dom einzuwerfen. An diesen Stein knüpfte sich noch im späten Mittelalter ein merkwürdiger Brauch, von dem n. a. Bennigsen in seinen Merkwürdigkeiten der Halberstädter Geschichte 2. Band, erstes Stück, p. 45 fl. berichtet.

An Bauten aus der Heidenzeit haben wir in unserer Gegend nichts mehr, ausgenommen etwa eine Reihe roher Umwallungen, die aus der vorchristlichen Zeit stammen mögen, wozu wohl auch der sogenannte Hornburger Knick, der sich vom großen Bruch bei Osterode über den Fallstein bis Ilseburg zog, gehören mag. Daß wir von altgermanischen Wohnungen nichts übrig haben, ist sehr begreiflich. Feste Städte gab es in jener Zeit bei unseren Vorfahren nicht, die Häuser aber bestanden aus dem leicht vergänglichen Holz. Man kannte weder Bruchstein noch Dachziegel. Vielleicht sind die sogenannten „Köthen“ mit ihrem kegelförmigen rohen Bau, die sich die Holzarbeiter noch heute in den Wäldern machen, die treuesten Erinnerungen an den ehemaligen germanischen Hausbau.

Was im übrigen endlich den Charakter der heidnischen Germanen anbetrifft, so zeichnete sich derselbe nach mancher Richtung aus. Es wird von den römischen Schriftstellern ihre ernste Religiosität gerühmt und ihre strenge Keuschheit hervorgehoben, dagegen ihre Faulheit, Spiel- und Trunksucht getadelt. In Wildheit gaben sie ihren andern heidnischen Zeitgenossen nichts nach. Kampf und Streit war des Mannes Ehre. So lange der heidnische Sachse noch keinen Feind erschlagen hatte, galt er weder in seinen eigenen Augen, noch in denen seiner Brüder für einen rechten Mann. Auch unter den eigenen Genossen herrschte oft eine grausame Barbarei. So war es eine heidnische Sitte bei den Thüringern und gewiß auch bei den andern Stämmen, einem franken Angehörigen unter Umständen ohne weiteres den Kopf abzuschneiden und seinen Leichnam zu verbrennen (cf. Rettberg, Deutsche Kirchengeschichte 1, 299). Leider steht es auch unzweifelhaft fest, daß dem deutschen Heidenthum bei seinem Götzendienste die Menschenopfer nicht fremd waren. So bestimmt z. B. das Capitular Karls des Großen, welches er zu Paderborn anno 785 für das Sachsenland erließ, Punkt 9 ausdrücklich: „Wer einen Menschen dem Teufel opfert und ihn nach heidnischer Weise den bösen Geistern als Opfer darbringt, der soll sterben.“ (Einharts Jahrbücher ad a. 785). „Wie tief, sagt Pfahler (Deutsche Alterthümer p. 642), der Gebrauch der Menschenopfer unter den Germanen eingewurzelt war, bewiesen die schon zum Christenthum bekehrten Franken während ihres Feldzuges unter Theodbert gegen die Gothen in Italien. Als sie sich nämlich der Brücke über den Po bemächtigt hatten, schlachteten sie gefangene

✓

gothische Knaben und Mädchen als Opfer und warfen ihre Körper als Erlöslinge des Krieges in den Fluß.“ In der Regel waren die Schlachtopfer gefangene Feinde, aber auch zuweilen gekaufte Menschen. Selbst die schon zu Christen gewordenen Heiden schenken sich in der ersten Zeit ihrer Bekehrung nicht, ihre Leibeigenen an Heiden zum Opfer zu verkaufen, wie aus einer Antwort des Papstes Gregor an Bonifatius zu erhellen ist (Bonifatii epistol. 25 edit. Würdtwein). Auch das concilium Listinense im Hennegau a. 745, das unter Karlmann gehalten wurde, enthält eine Bestimmung (de his, quae faciunt supra petras), die auf die üblichen Menschenopfer gedeutet werden kann.

Sonst war das vornehmste Opfer das Pferd, dessen Fleisch gegessen wurde. Das Haupt als dem Gott ganz besonders geheiligt, wurde abgeschnitten, nicht verzehrt, sondern im Haine, der das Heiligthum umgab, an den Bäumen aufgehängt. (Pfahler 644.) Bekanntlich wurde später, um die heidnische Sitte mit Stumpf und Stiel auszurotten, den Christen jeder Genuß von Pferdefleisch bei Todesstrafe verboten, woher vielleicht jetzt noch der Widerwille unseres Volkes gegen das Pferdefleisch stammt.

### § 3. Die Anfänge des Christenthums unter den Sachsen und im Harzgau.

In dies so gestaltete Heidenthum unsrer Vorfahren, das ich nur in den Hauptzügen darzustellen versucht habe, galt es nun seitens der christlichen Kirche das Licht des Evangeliums hineinleuchten zu lassen.

Was wir von der christlichen Mission in unsern Gegenden wissen, ist im Ganzen derart, daß wir von einer fortlaufenden Geschichte derselben nicht reden können. Nur bruchstückweise ist diese Geschichte auf uns gekommen und es steht auch nicht zu erwarten, daß sie je durch etwaige Neuentdeckungen von bisher verborgenen Schriften eine durchgreifende Vervollständigung erfahren werde.

Die Schriftsteller des vorigen Jahrhunderts gehn in Bezug auf die Einführung des Christenthums in unsrer Gegend weit zurück. Ein Mann wie Calvör in seinem ziemlich umfangreichen Werk „Saxonia inferior“ führt dieselbe ohne Bedenken bis auf die Apostel zurück. Da Christus gesagt habe, heißt es p. 120 fl.: „Gehet hin in alle Welt“ und da Paulus Römer 16 bezeuge, daß in alle Lande der Schall des Evangeliums gekommen sei, so sei auch kein Zweifel, daß die Predigt von Christo zu jenen Zeiten in Niedersachsen eingebrochen sei. Es sei alte Tradition, daß sogar Petrus und Paulus sammt Simon Zelotes nicht allein Italien, Frankreich und England, sondern auch die Niederlande und somit auch die Grenzen Deutschlands durchzogen hätten.“ Er hält es darum auch für glaubwürdig, was der damalige hoch angesehene Geschichtsschreiber Kranz behauptet, daß

in Bardowick zur Zeit Neros von einem Schüler des Petrus ums Jahr 100 n. Chr. das Evangelium gepredigt sei. Dieser Schüler Petri sei in Bardowick begraben und habe Egi stus geheissen, wie das alte Bardowicker Stiftsbuch bezeuge, nach welchem von den 72 Jüngern, welche Jesus ausgesandt habe, Maternus und Egi stus nach Deutschland gekommen seien, von denen der letztere in Bardowick ein Bisthum errichtet habe.

Das Ganze ist natürlich ohne jede historische Unterlage und beschränkt sich in Wahrheit darauf, daß Gerüchte vom Evangelium allerdings schon früh auch in unsere Gegenden gedrungen sein mögen, was durch die Handelsbeziehungen mit dem Süden nicht ausgeschlossen ist.

Die erste geschichtlich beachtenswerthe Nachricht über die christl. Mission unter den Sachsen findet sich bei einem bisher völlig unbeachteten Schriftsteller aus dem 6. Jahrhundert, nämlich bei Martin von Bracara, † 580 als Bischof von Braga im heutigen Portugal. Dieser Bischof, seiner Zeit ein hochangesehener Mann in Galläcien und in Frankreich, bezeichnet in einem merkwürdigen Gedicht, welches in 22 Hexametern den hl. Martin von Tours als Apostel des Nordens preist, letzteren als denjenigen, der durch seine Wunderzeichen und durch das Lob seiner Verdienste der Führer zahlreicher germanischer und slavischer Völker zur Gotteserkenntniß geworden sei. Es heißt in diesem Gedicht unter anderem:\*)

*Inmanes variasque pio sub foedere Christi*

*Adseiscis gentes: Alamannus, Saxo, Toringus.*

*Pannonius, Rügus, Sclavus, Nara, Sarmata, Datus.*

*Ostrogotus, Francus, Burgundio, Dacus, Alanus.*

*Te duce nosse deum gaudent.*

(Große und verschiedene Völker nimmst Du auf unter den hl. Bund Christi: Alamannen, Sachsen, Thüringer etc., freuen sich, durch Dich als Führer Gott erkannt zu haben.)

Martin von Tours ist anno 400 gestorben. Er war der Lieblingsheilige der Franken. Nach dem eben genannten Bericht Martins von Bracara hat er also auch den Sachsen das Evangelium gebracht, womit allerdings keineswegs gesagt ist, daß der Sachsenstamm im Harzgau damals von dieser Mission berührt worden sei, da um diese Zeit die sächsischen Stämme noch nicht bis in unsere Gegend vorgedrungen waren. G. Bossert („Die Anfänge des Christenthums in Württemberg“, Stuttgart bei Greiner u. Pfeiffer 1888 p. 5 fl.) versteht die vorhin citirte Stelle überhaupt nicht von einer durch Martin von Tours vollzogenen Mission, sondern findet darin nur ausgesprochen, daß die dort genannten Völker Martinsverehrer gewesen seien, indem er den Ausdruck „te duce“ nur auf die ältesten Kirchengründungen in jenen Ländern bezieht, die dem hl. Martin geweiht waren. Indes dieser Aus-

\*) Anmerkung. C. P. Caspari, Martin von Bracaras Schrift de correctione rusticorum Christiania 1883 p. Ll.

legung vermag ich nicht beizustimmen, da der Wortlaut des Gedichts offenbar auf eine persönliche Thätigkeit des hl. Martin hinweist. Erheben sich gegen die Annahme, daß er allen den genannten Völkern persönlich das Evangelium gebracht habe, allerdings gewichtige Bedenken, auch wenn man immerhin nur an höchst spärliche Erfolge denkt, so lassen sich jedoch meiner Ansicht nach diese Bedenken dadurch leicht heben, wenn wir den hl. Martin als den eigentlichen Leiter der christl. Mission unter jenen Völkern ansehen, ohne anzunehmen, daß er persönlich zu jedem einzelnen Volk gekommen ist.

Mag nun immerhin das Verhältniß des hl. Martin zu den Sachsen gewesen sein, wie es wolle, das geht aus jenem Loblied Martins von Bracara bestimmt hervor, daß mindestens im 6. Jahrhundert bereits christl. Missionsversuche unter dem Sachsenvolk gemacht waren.

In der zweiten Hälfte des 7. Jahrhunderts kamen 2 Brüder, geborne Angelfachsen, von England herüber, mit der Absicht, den Sachsen das Evangelium zu verkündigen. Es waren die beiden hl. Ewalde, nach ihrer Haarfarbe der schwarze und der weiße Ewald genannt. Nach Werner Rolefink (de antiquorum Saxonum situ et moribus bei Leibnitz 5, 617 fl.) sollen sie bis in die hannöversche Grafschaft Hoya, nach Schumann (Missionsgeschichte der Harzgebiete p. 41) sogar bis an den Harz gekommen sein. Indeß es ist gewiß, daß sie überhaupt nicht weit in Sachsen vordrangen. Sie wurden erschlagen und nach Bedas Bericht, der jedoch nicht zuverlässig erscheint, in den Rhein geworfen ums Jahr 695.

Begeistert verkündigten ferner der hl. Suibert † 715 und der hl. Willibrord † 759, letzterer 50 Jahre lang unter den Friesen das Evangelium. Es ist als sicher anzunehmen, daß von der Missionspredigt dieser Männer auch die nahe wohnenden Sachsen, die bald darauf die Friesen unterjochten, mit berührt worden sind. Ja nach dem von seinem angeblichen Begleiter Marcellin verfaßten Leben des hl. Suibert soll von den beiden Genannten der hl. Suibert sogar bis nach Braunschweig vorgebrungen sein.\*) Nachdem er nach Münster gekommen und dort in kurzer Zeit eine große Menge bekehrt habe, sei er mit den Seinen nach Sachsen weiter gezogen und in die große Stadt Braunschweig gekommen, wo er einen Gichtbrüchigen durch das Zeichen des Kreuzes geheilt habe.

Die Geschichte lautet in deutscher Uebersetzung folgendermaßen: „Als Suibert mit seinen Presbytern und Priestern in Braunschweig angekommen war, fürchtete er nicht die Wuth der Heiden. Sogleich übte er sein gewohntes Amt aus, das Evangelium zu verkündigen und brachte Viele zum Glauben. Es war aber daselbst ein an der linken Seite Gelähmter. Nachdem dieser die Nerzte vergeblich gebraucht hatte, hörte er von den großen Wundern, die in Westfalen durch den hl. Suibert geschehen seien. Da

\*) Leibnitz, scriptores rer. brunsw. 2, 234.

schickte er zu Suibert. Der kam mit seinen Presbytern und einem Haufen Ungläubiger, bezeichnete ihn nach einem brünstigen Gebet mit dem Zeichen des Kreuzes und sprach: Im Namen Jesu Christi des allmächtigen Gottes stehe auf! Da stand er sofort von seinem Lager auf und war gesund. Viele aber, die das sahen, ließen sich taufen.

Als er durch seine tägliche Predigt Viele bekehrte und der Ruf seiner Wunder im ganzen Bezirk bekannt wurde, versammelten die heidnischen Priester, zu deren Ohren es gekommen, voll Hohn das ungläubige Volk, mit dem sie zu dem Vorsteher des Bezirks (satrapa vici) gingen und sprachen: „Unsere ganze Stadt wird untergehn, wenn nicht der Feind unsrer Götter getödtet oder vertrieben wird, der durch magische Künste das Volk verführt.“ Der Satrap antwortete: „Wie vermag er durch magische Künste die Menschen zu verführen, da er doch nur von einem gewissen, uns unbekanntem gekreuzigten Gott predigt, durch dessen Wort und Zeichen er die Kranken heilt. Da wir viele Götter haben, die wir nicht alle kennen, aber bei andern fremden Nationen bekannt sind, ist es vielleicht einer der Götter“. . . . . Es war aber der Satrap ein Verwandter des durch Suibert geheilten Gichtbrüchigen. Als das die Priester sammt den übrigen Heiden hörten, versammelte sich eine große Menge, um Suibert mit den Seinen nebst den Satrapen zu tödten. Da ging er auf Bitten des Satrapen, nachdem er die jungen Christen befestigt und den Neubekehrten den ruhmreichen Presbyter und Prediger Boso zurückgelassen, damit sie nicht rückfällig würden, in verschiedene Provinzen, Christum predigend, bis er kam zu den Bortuariern d. h. Bructerern.“ So wörtlich die Erzählung.

Indeß diese ganze Schilderung des Lebens des hl. Suibert erweist sich nicht nur im allgemeinen als eine Fälschung, die aus einer viel spätern Zeit stammt, sondern im vorliegenden Fall wird die Unwahrscheinlichkeit des Berichts schon dadurch klar, daß, während der hl. Suibert a. 715 gestorben ist, die Stadt Braunschweig erst um's Jahr 860—880 gegründet ist. (Dürre, Geschichte der Stadt Braunschweig p. 38).

Weit näher, als es bisher geschehen war, rückte die Mission dem Sachsenlande durch die Wirksamkeit des Bonifatius. Dieser hatte in Hessen und Thüringen seine weitgehende Missionsthätigkeit entfaltet. Viermal, 719, 722, 726, 736, ist er in Thüringen gewesen, wo schon eine geraume Zeit früher christliche Pflanzungen, aber in ziemlich verwilderter Gestalt, bestanden. Ueberhaupt waren die Gegenden im Süden und Osten des Harzes schon längst christlich\*, während die

\* Anmerkung. 772 und 777 werden bereits 5 Capellen zu Riedstedt, Osterhausen und Allstedt genannt (cf. Wenzl, Hessische Landesgeschichte III. Urkundeb. Nr. 1 und Nr. 12). Sämmtliche 5 Kirchen liegen nur wenige Stunden von einander entfernt, ein Zeichen, daß Kirchen in jener Zeit in dieser Gegend südlich des Harzes nichts Seltenes mehr waren. In einer Urkunde Nr. 65 bei Wenzl vom Jahr 1112 werden die 3 Capellen „ecclesiae dominicales“ genannt.

Nord- und Westseite noch heidnisch war, was sich wohl allein aus der hartnäckigen Abgeschlossenheit der sächsischen Stämme gegenüber dem Evangelium erklärt, das ihnen schon darum zuwider war, weil es ihnen die verhassten Franken brachte. Für uns kommt hinsichtlich der Missions-thätigkeit des Bonifatius bei unserer vorliegenden Untersuchung nur eins in Frage: Ist Bonifatius auch bis in unsere Gegenden, also auf die Nordseite des Harzes gekommen? Wir können auf diese Frage antworten, daß man heute wohl völlig einig darüber ist, daß dies nicht der Fall gewesen. Haben sich bei der nähern historischen Untersuchung schon die Erzählungen von der persönlichen Wirksamkeit des Bonifatius auf der Südseite des Harzes als nicht haltbar herausgestellt, indem sich erwiesen hat, daß die Bonifatiusmission durch die Schüler des Bonifatius mit der Person des Bonifatius seitens der Tradition verwechselt wurde, so ist dies bezüglich der Wirksamkeit des Bonifatius auf der Nordseite des Harzes erst recht der Fall. Crusius (Geschichte von Goslar, Osterode 1843, p. 17) stellt es als unzweifelhaft hin, daß die eifrigen Bemühungen eines Bonifatius etwa um 724 auf die Einführung des Christenthums in unsrer Gegend Einfluß gehabt haben. Indes bringt er für diese Behauptung und zumal, warum es gerade 724 gewesen sein soll, nicht den mindesten Beweis. Anders Honemann (Die Altgerthümer des Harzes, erster Theil, Clausthal 1827, p. 10 fl.), der bestimmt behauptet, Bonifatius sei sogar auf den Oberharz gekommen und habe hier die erste Capelle oder Celle gebaut, woraus dann das alte Kloster Celle (das heutige Zellerfeld) entstanden sei. Es sei durch viele Urkunden bestätigt, daß jenes Kloster unter dem Erzbisthum Mainz gestanden habe. „Da sich nun solches,“ fährt er fort, „auf die erste, sehr alte Erwerbung gründet, zumal anderer Gestalt die neueren und nächsten in Sachsen angeordneten Bischöfe zu Hildesheim, Halberstadt und Paderborn sich die Aufsicht über besagte Orter angemast hätten. Da aber weder der Bischof oder Erzbischof zu nennen steht, welchem das erste Befehrweswerk der Harzsachsen mit einiger Wahrscheinlichkeit zugeschrieben werden könne, auch es eine bekannte Sache ist, daß dieser Bonifatius hernach Erzbischof von Mainz geworden, so folgt, daß derselbe wirklich auf dem Oberharz den christlichen Glauben zuerst gepredigt . . . . Insbesondere ist nicht unwahrscheinlich, daß Bonifatius . . . . die erste Celle oder ein Bethaus . . . . erbaut habe.“ —

Indes wie man daraus, daß der Oberharz zum Erzbisthum Mainz gehört habe, folgern kann, daß Bonifatius selber im Oberharz gewesen sein müsse und darum wahrscheinlich auch die erste christliche Capelle oben auf dem Gebirge gegründet habe, ist schwer verständlich, denn schwerlich ist jeder Erzbischof, zumal bei einem so ausgedehnten Sprengel, wie der Mainzer es war, auch in jedem ihm unterstellten Ort gewesen. Es liegt aber auch ein anderer Grund vor, der die Anwesenheit des Bonifatius in Zellerfeld geradezu unmöglich macht. Das ist die Thatsache, daß der Oberharz außer an seinen

Rändern noch im 13. Jahrhundert als völlig unbewohnt erscheint, um so mehr, da vor dem 13. Jahrhundert weder eine Heerstraße über den Oberharz vorhanden gewesen ist (die „rechte Heerstraße“ über den Oberharz wird urkundlich erst 1457 erwähnt), noch durch die massenhaften wilden Thiere, die in den entlegenen Schluchten und Wäldern des Hochgebirgs ihr Wesen trieben, gewiß Niemand angezogen wurde, unter ihnen sein Haus aufzuschlagen. (cf. Zeitschrift des Harzvereins 1884, 2 u. 4). Von einer persönlichen Wirksamkeit des Bonifatius im nördlichen Harz kann man deshalb nur insofern reden, als er es gewiß für seine heilige Pflicht hielt, für die Predigt des Evangeliums unter den Heiden des nördlichen Harzes zu sorgen, so weit es damals schon möglich war. Wir haben noch einen Brief des Papstes Gregor II. vom Jahre 723, aus dem wenigstens dies bestimmt hervorgeht, daß Bonifatius die Absicht gehabt hat, auch den Sachsen das Evangelium zu bringen. Es ist ein Ermahnungsschreiben an die Sachsen, den Bonifatius willig aufzunehmen. Es heißt unter anderm darin: „Wir haben unsern Bruder, den Bischof Bonifatius, zu euch gesendet, daß er euch taufen, den Glauben von Christus lehren und von dem Irthum zum Weg der Seligkeit führen soll. Ihr aber gehorchet ihm in allem, nehmet ihn auf als euren Vater und lenket die Herzen zu seiner Lehre . . . . Betet nicht die Götzen an, opfert ihnen auch nicht, weil Gott solches nicht annimmt, sondern in Allem haltet euch und thut danach, was unser Bonifatius euch lehren wird . . . . Bauet auch ein Haus, darin dieser euer Vater wohnen könne und Kirchen, da ihr beten möget, damit euch Gott eure Sünden vergebe.“ (Leibrock, Chronik von Blankenburg, p. 37). Indes die hiergenannten Sachsen werden schwerlich schon die Sachsen am Nordharz gewesen sein, sondern wahrscheinlich die Hessen sachsen, die nordöstlich der Werra ihre Wohnsitze hatten.

Näher als Bonifatius scheint in seiner persönlichen Wirksamkeit unserer Gegend gekommen zu sein der heilige Wigbert, der Abt von Fritzlar † 747. Auf Grund der Nachweisungen, die Prof. Groeßler in seiner „Abhandlung“ über die Einführung des Christenthums im Friesenfeld und Hasselgau“ (Halle 1883 bei Pfeffer) geliefert hat, hat die Annahme viel für sich, daß dieser Missionar auf der Südostseite des Harzes im dort belegenen Friesenfeld dem Christenthum persönlich Bahn gebrochen hat, worauf die vielen ihm geweihten Kirchen in dieser Gegend deuten.

Je dunkler die Geschichte der christlichen Mission in unserer Gegend bis zur Mitte des achten Jahrhunderts ist, desto weniger dürfen wir an dieser Stelle einer merkwürdigen Erzählung vergessen, die uns aus der Mitte des achten Jahrhunderts erhalten ist, wonach um diese Zeit das Christenthum bereits bis in den Nord-Thüringgau (zwischen Bode und Ohre bis an die obere Aller) vorgedrungen war.

Es schreibt nämlich der Bischof Aribo von Freisingen (764—785) in seinem Leben des hl. Emmeran († 654) sowie eine Bearbeitung dieser

Lebensgeschichte, welche Arnulf von Vohburg oder der Magdeburger Probst Meginfried c. 1030 abgefaßt hat, folgendes: „Es habe ihm, dem Aribo, ein frommer und verständiger Mann erzählt, daß er einst ganz allein zur Kirche des hl. Emmeran habe wallfahrten wollen. Da sei er in einer Wildniß, die Feronisaidus heiße, von Räubern überfallen und nach geschickener Ausplünderung an die Franken (Ostfranken b. Würzburg, nach Meginfried) verkauft worden. Diese verkauften ihn wieder, wie Aribo sagt, an Jemand in den nördlichen Theilen des Volkes der Thüringer an der Grenze der Porahtanen (nach Ledebur = Barden, der Bardengau stieß an den nördl. Gau von Nordthüringen, den Balsamgau) die Gott nicht bekennen oder, wie Meginfried sagt, an einen Thüringer an den Grenzen der Porahtanen, die grausame Heiden waren. Der Verkaufte diente seinem Herrn mitten unter den Heiden. Er verstand es als Zimmermann Wasser-mühlen und Häuser zu bauen. Als er 3 Jahre gedient hatte, starb ein Mißnecht und hinterließ eine kinderlose Wittwe. Diese sollte er auf Befehl des Herrn ehelichen, der Mann weigerte sich, da er zu Hause Weib und Kind habe. Sein Herr antwortete: Wenn du diese nicht nimmst, so überliefere ich dich dem Volk der Sachsen, das ganz dem Götzendienste ergeben ist, denn du willst nur nicht bei mir bleiben.“ Nachdem er darauf scheinbar eingewilligt und ihm die Frau zugeführt war, ohne sie jedoch in Wirklichkeit als Frau angenommen zu haben, wurde er, wie weiter erzählt wird, durch ein Gebet zum hl. Emmeran aus seiner Lage befreit und gelangte wieder glücklich in seine Heimath. (cf. v. Ledebur, Nordthüringen und die Hermundurer oder Thüringer p. 21 fl. Auch Rettberg, Kirchengeschichte 2, 401 fl.).

Hieraus ergiebt sich mit Bestimmtheit, daß in jener Gegend schon Christen wohnten. Der Herr jenes als Sklave verkauften Mannes war Christ, sonst würde er nicht damit gedroht haben, den Mann zu den götzdienerischen Sachsen zu schicken. Aber auch das Weib des verstorbenen Mannes, welches der Andere ehelichen sollte, war christlich. Denn wie Arnulf resp. Meginfried schreibt, redete jener christliche Sklave das ihm aufgedrungene Weib mit „Schwester“ an und berief sich auf ihre gegenseitigen christlichen Anschauungen. Nur war sowohl das Christenthum jenes Herrn als das jenes Weibes, wie sich aus ihrem hier nicht näher mitgetheilten Verhalten ergiebt, ein sehr unreines und mit heidnischen Anschauungen stark durchsetztes. Vielleicht war das Evangelium in diese Gegenden gekommen zu jener Zeit, wo unter Pipin so viele Nordsquaven die christliche Taufe angenommen hatten, eine Geschichte, die zum ersten Mal auch unsere Gegend aus dem historischen Dunkel etwas herausreißt und die wir darum jetzt besprechen müssen.

Als Karl Martell gestorben war, wurden seine beiden Söhne Karlmann und Pipin wiederholt in Krieg mit den Sachsen verwickelt.

Zum Jahre 745 berichtet Einhart in seinen Jahrbüchern: „Karlmann



und Pipin zogen gegen Odilo, Herzog von Baiern und schlugen sein Heer. Nach ihrer Rückkehr zog Karlmann allein nach Sachsen, wo sich ihm die Burg Hoscseburg [wahrscheinlich Seeburg am süßen See bei Eisleben, cf. Zeitschrift des Harzvereins 1874 p. 284] und in ihr der Sachse Theodorich, der Hauptmann dieses Orts, ergab. Im Jahr 744 zogen die beiden Brüder Karlmann und Pipin abermals mit vereinten Kräften nach Sachsen, worauf sich ihnen Theodorich abermals unterwarf. Die Fortsetzung der Annalen Fredegars aber ergänzt den Bericht zum Jahr 744 dahin, daß sie sagt: „die, welche an den Grenzen seines [Karlmanns] Reichs wohnten, unterwarf er sich ohne Kampf und die meisten von ihnen ließen sich taufen.“ Es ist anzunehmen, daß schon der damalige Kampf auch unsere Gegend in Mitleidenschaft zog.

Noch mehr war dies aber der Fall 3 Jahre später, im Jahre 747. Da trug sich folgendes zu: „Der Bruder Karlmanns und Pipins, Gripho oder Grippo\*), den, wie die Meßer Annalen berichten, sein Bruder Pipin mit brüderlicher Liebe aus dem Gefängniß befreit hatte, verbündete sich in seinem tyrannischen Uebermuth mit vielen Vornehmen und floh mit ihnen über den Rhein nach Sachsen. Viele Jünglinge aus edelem fränkischen Geschlecht verließen da unbeständigen Sinnes ihren eignen Herrn und folgten dem Grippo nach. Pipin aber bot ein Heer auf, zog durch Thüringen nach Sachsen und rückte in das Gebiet der Sachsen, welche Nordsquaven (zwischen Harz, Bode und Saale) heißen. Hier schlossen sich ihm die Herzöge des wilden Volks der Slaven an, gegen 100000 Mann stark und bereit, ihm gegen die Sachsen beizustehn. Er besiegte aber die Sachsen, welche Nordsquaven heißen, und bengte sie unter seine Herrschaft. Sehr Viele von ihnen wurden auch von Priestern getauft und zum christlichen Glauben bekehrt.“

Wir sehn hieraus, daß König Pipin auf seinen Kriegszügen nach Sachsen zugleich der Mission nicht vergaß, indem er mit seinem Heer zugleich von einer Anzahl Priester begleitet wurde,\*\*) die unmittelbar nach der Unterwerfung der feindlichen Stämme an die Gewinnung der Besiegten für's Christenthum gehn mußten. Viel Werth wird das Christenthum wohl bei diesen neubekehrten Nordschwaben nicht gehabt haben. Wenn man bedenkt, wie schnell es mit der Bekehrung und der Taufe ging und daß die Herzen der Besiegten wohl schwerlich unmittelbar nach den Kämpfen dem Sieger irgendwie geneigt waren, so kann man nur annehmen, daß diese Befehrungen auf einer reinen

\*) Ob, wie Prof. Größler p. 29 im siebenten Neujahrswort der historischen Kommission der Prov. Sachsen vermuthet, die Orte Graefenstuhl und Greifenhagen im Mansfeldischen auf Griphos Aufenthalt daselbst zurückgeführt werden können, lasse ich dahingestellt.

\*\*) Größler a. a. O. p. 37 vermuthet nicht ohne Grund, daß diese Priester aus Schülern des heiligen Wigbert bestanden hätten.

Neußerlichkeit beruheten, da sich Viele gewiß nur darum der Taufe hingaben, um damit den Sieger zu beschwichtigen und milder zu stimmen, eine That sache, der wir später bei den Kriegen Karls des Großen gegen die Sachsen noch öfter begegnen werden.

Was uns bei diesem Zug Pipins gegen seinen Bruder Gripho noch besonders interessirt, ist dies, daß das fränkische Heer bis in unsere nächste Nähe gekommen ist, nämlich nach Ohrum bei Wolfenbüttel, das bereits 528 in den Kämpfen der Franken gegen die Thüringer erwähnt wird, indem letztere sich nach der Schlacht bei Runiberg (Ronneberg, 2 Stunden von Hannover nach dem Weiser zu) auf Ohrum an der Ocker zurückzogen, worauf bei Scheidungen an der Anstrut ihre vollendete Niederlage erfolgte. (Kettberg, Kirchengeschichte 2, 291). Einhart berichtet nämlich in seinen Jahrbüchern ad a. 748 (genauer 747): „Gripho setzte sich mit dem Heer der Sachsen, das er gesammelt hatte, am Fluß Wacra\*) an dem Ort, der Orheim (Ohrum) heißt, fest. Pipin rückte mit dem Heer der Franken durch Thüringen gegen seinen Bruder in Sachsen und lagerte sich am Fluß Mißaha [Meißen] in dem Ort, der Skahningi [Schöningen] heißt. Eine Schlacht wurde jedoch zwischen den beiden Theilen nicht geliefert, sondern sie schieden nach friedlicher Uebereinkunft von einander.“ Dasselbe berichten die Mezer Annalen, nennen jedoch Ohrum nicht, sondern nur die Ocker (Wacra). Dagegen fügen sie dem Einhart'schen Bericht hinzu, daß die Sachsen mit Grippo, als sie sahen, daß der mit den Franken geschlossene Vertrag sie nicht schützen könne, bei Nacht geflohen seien und ihr Lager im Stich gelassen hätten. „Pipin aber verwüstete mit seinem Heer 40 Tage lang fast das ganze Sachsenland, zerstörte ihre festen Burgen und kehrte dann siegreich nach Hause zurück. Das wird selbstverständlich gerade unsre nächste Umgebung stark getroffen haben und wer weiß, was von den wenigen Christen, die auf diesem Zug vielleicht auch in unsrer nächsten Nähe gewonnen wurden, noch übrig blieb.“

#### § 4. Die Sachsenkriege.

Von einer planmäßigen und wirklich durchgeführten Befehung der heidnischen Sachsen können wir erst reden seit Karl dem Großen. Ihm gebührt das unsterbliche Verdienst, unsren Vorfahren der Gesamtheit nach das Christenthum gebracht zu haben, wenn auch, wie wir im weiteren Verlauf unserer Untersuchungen sehen werden, diese

\*) Für den Namen Wacra = Ocker ist vielleicht von Interesse, zu erwähnen, daß ein Zug der Julischen Alpen, der nach dem Süden führt, ehemals Ocra, ἢ *Ozra* genannt wurde. (Pfahler, deutsche Alterth. 456).

Krone, die er sich um unsere Vorfahren erworben hat, nicht ohne grobe Flecken ist.

Schon von Alters her waren Sachsen und Franken nicht gut Freund gewesen. In heftigen Kämpfen hatten sich die Sachsen im Laufe des 5. Jahrhunderts der nördlichen Striche Galliens zu bemächtigen gesucht. Sie hatten dabei wenig Glück gehabt. Trotzdem sie sich auf der fränkischen Nordküste festgesetzt hatten, mußten sie ihr weiteres Vordringen in das Innere Frankreichs aufgeben. Als das Thüringerreich zusammengebrochen währte es nicht lange, bis auch die freien Sachsen in Abhängigkeit von den Franken geriethen. (Pfabler, deutsche Alterthümer 42). Aber dennoch hat es fast 300 Jahre gedauert, ehe die Unterjochung der Sachsen eine vollständige war. Mit Recht sagt ein bekannter Specialhistoriker (Künzel, Geschichte der Diocese Hildesheim): „Kängere, härtere und ruhmvollere Kämpfe hat kein Volk um seine Freiheit gekämpft als das sächsische.“ Von den Zuständen, welche vor den letzten furchtbaren Kämpfen gegen die Sachsen, die 30 Jahre\*), nach andern 33 Jahre (Vita Hludovici bei Pertz II, 612) gedauert haben, zwischen den Franken und Sachsen herrschten sowie von dem Charakter der Sachsenkriege überhaupt, giebt uns der bekannte Einhart in seinem Leben Karls des Großen bei Pertz II, 446, p. 7, folgende interessante und lebendige Schilderung:

„Es gab, sagt Einhart, kein langwierigeres, schrecklicheres und dem Frankenvolk mühevolleres Unternehmen als das gegen die Sachsen, die wie fast alle Bewohner Germaniens sowohl von Natur wild und dem Dämonencult ergeben, als auch unserer Religion feindlich, es für kein Unrecht hielten, göttliche und menschliche Gesetze zu verletzen. Es lagen auch Umstände vor, die täglich den Frieden gefährden konnten, nämlich die Grenzverhältnisse zwischen uns und ihnen, indem die Grenzen fast durchweg durch ebene Gegenden liefen und nur wenige Punkte sich fanden, wo größere Wälder oder dazwischenliegende Bergrücken das beiderseitige Gebiet mit einer festen Grenze bezeichneten. In diesen Grenzbezirken hörte der gegenseitige Mord und Raub und Brand niemals auf. Dadurch wurden die Franken so gereizt, daß sie einen offenen Krieg für nöthig hielten. So wurde der Krieg gegen sie unternommen, der auf beiden Seiten mit großer Heftigkeit, doch zum größeren Schaden der Sachsen als der Franken 30 Jahre lang in einem fort geführt wurde. Er hätte schneller beendet werden können, wenn es die Trennbrüchigkeit der Sachsen gelitten hätte. Es ist schwer zu sagen, wie oft sie überwunden um Gnade bittend, sich dem König ergeben haben, das Befohlene zu thun versprochen, ohne Verzug Geißeln stellten, Gesandte, die zu ihnen geschickt wurden, aufnahmen. Etliche Mal waren sie so gebändig, daß sie sogar versprochen, den Dämonencult auf-

\*) Einhart vita Karoli Pertz II, 446 und historia translationis sanctae Pusinae, Pertz II, 681).

zugeben und sich der christlichen Religion zu ergeben; aber wenn sie auch manchmal bereit schienen, dies zu thun, so waren sie auch gleich wieder bei der Hand, Alles umzustößen, so daß man nicht gut sagen kann, zu welchen von beiden Dingen sie geschickter waren, da seit dem Beginn des Krieges kaum ein Jahr verging, wo nicht solcher Wechsel eintrat.

Aber die Hochherzigkeit des Königs und sein beharrlicher Sinn in guten und bösen Zeiten konnte durch ihre Unbeständigkeit weder besiegt werden, noch ihn in dem, was er einmal angefangen hatte, müde machen, denn niemals duldete er, daß sie sich etwas ungestraft zu schulden kommen ließen, indem er entweder selbst als Führer oder durch seine Grafen mit Hilfe eines Heeres die Treulosigkeit richtete und eine angemessene Strafe ihnen auferlegte.“

Um hier gleich im allgemeinen ein kurzes Wort über das Verhalten der Sachsen gegenüber den Franken zu sagen, so läßt diese Schilderung des Einhart die Sachsen freilich in einem bösen Licht erscheinen, was bei dem gegnerischen Standpunkt des Einhart wohl begreiflich ist. Aber mag es in Bezug auf das Worthalten bei ihnen den Franken gegenüber nicht vom besten gestanden haben, so müssen wir andererseits auch bedenken, daß bei dem ungestümen Freiheitsdrang der Sachsen ihr innerstes Gefühl immer aufs neue sich dagegen auflehnte, den immer mächtiger werdenden Franken, die ihnen ihre Religion nehmen wollten, gehorsam zu werden, zumal da sie bis zu jener Zeit von allen deutschen Stämmen allein noch die alte Selbstständigkeit gerettet hatten. Mag auch immerhin für Karl den Großen das Bestreben, die letzte Mauer des Heidenthums in Deutschland zu brechen, ein heiliges, ernstes, seinem christlichen Herzen entsprechendes Bedürfnis gewesen sein, die Hauptsache war ihm jedoch zunächst, die politische Macht der Franken auch auf die Sachsen auszudehnen. Darum konnte es auch gar nicht anders kommen, als daß man dem König Karl als einem fremden Eindringling gegenüber mit dem Worthalten anders verfuhr, als es sonst die Sachsen wohl gewohnt waren. Wie sehr sich bei Karl mit seinem heiligen Eifer, das Christenthum den Sachsen zu bringen, die Politik verquickte, entging seiner Zeit selbst den besonnenen Freunden des Kaisers nicht. Nicht ohne eine gewisse Ironie klagt Alcuin ep. 92 dem Kaiser gegenüber, daß man nicht mit gleichem Eifer an der Gründung der christlichen Kirche unter den Avarn wie unter den immer widerstrebenden Sachsen arbeite. (Citat bei Neander Kirchengeschichte 5, 107.)

Die einzelnen Phasen des Sachsenkrieges zu verfolgen, ist hier nicht unsere Aufgabe. Doch sei hier wenigstens auf Grund der zuverlässigsten Quelle (Einhart's Jahrbücher) das angegeben, daß der Feldzug gleich von Anfang an mit großer Energie und Grausamkeit geführt wurde. Gleich zum ersten Zug nach Sachsen 772, bemerkt Einhart, daß Karl Alles mit Feuer und Schwert verwüstet habe, eine Kriegsführung, die er nach Einhart auch 774, 775, 782, 783, 784, 785, 795, 796,

797, 798, 802 mit mehr oder weniger schrecklichen Modificationen anwandte. Im Jahre 775, 780, 784, 785, 795, 797, 798, trafen die Kriegszüge Karls besonders unsere Gegend.\*) 775, 780 kam er bis zur Ocker und zur Mündung der Ohre in die Elbe (Wolmirstedt), 784 zog er durch Thüringen in die sächsischen Ebenen an der Elbe und Saale, die Felder und Dörfer der Sachsen niederbrennend, worauf er über Skahningi (Schöningen) nach Franken zurückkehrte; 785 durchstreifte er das ganze Sachsenland mit Mord und Brand und setzte selbst im Winter die entsetzlichen Verheerungen fort. 795 ging die furchtbare Verheerung auf's neue an, doch wie es scheint, für unsere Gegend zum letzten Mal. Damals, sagt Einhart, ließ er nicht ab, bis er das ganze Gebiet der Sachsen durchzogen hatte. Selbst bis in die äußersten Winkel an der See, zwischen Elbe und Weser (Hadeln) kam er. In Heristelli an der Weser (in der Nähe von Hörter) schlug er Winterquartiere mit einem Lager auf. Das übrige Heer vertheilte er über ganz Sachsen in die Winterlager.

Ueberblickt man diese endlosen furchtbaren Verheerungen des Sachsenlandes, so fragt man sich erstaunt: Welch' ungeheure Zähigkeit und Widerstandskraft müssen die alten Sachsen besessen haben und in welcher verhältnißmäßig hohen Blüthe muß damals schon das Land gestanden haben, wenn es trotz aller dieser Stürme im Stande war, seine Bewohner noch zu tragen und sie in den Stand zu setzen, sich nach kürzer Zeit immer wieder aufzurichten. Aber auch das Andere wird hieraus sofort klar, daß diese entsetzliche Art und Weise gewiß nicht geeignet war, von Haus aus auch nur ein Sachsenherz für das Evangelium zu erwärmen, wenn sie sahen, wie der, welcher es brachte, immer nur mit dem bluttriefenden Schwerte kam und ihre sauer erworbenen Häuser und ihre mühesam bebauten Felder verwüstete. Einzelne Maßnahmen Karls aber waren geeignet, die sächsischen Stämme mit unauslöschlichem Ingrimm zu erfüllen. Dahin rechne ich, daß nach Einhart und den Annales Tiliani u. a. 804 aus dem Gau Wigmodi, nordöstlich von Bremen, den Hauptbestandtheil des Erzbisthum Bremens umfassend, sowie aus dem Land Transalbingen nicht weniger als 10000 Sachsen mit Weib und Kind vertrieben, in Brabant und Flandern untergebracht und an ihre Stelle Franken gesetzt wurden. Zahlreiche Jünglinge der Vertriebenen wurden bei süddeutschen Bischöfen, besonders auch im Würzburger Gebiet, untergebracht, um im Christenthum unterwiesen zu werden. (Reitberg 2, 392). Noch entsetzlicher aber war das furchtbare Gericht, welches Karl 782 über die aufständischen Sachsen, nachdem sie am Berg Suintal das fränkische Heer furchtbar geschlagen, zu Ferdi (Verden) an der Aller, halten ließ.

\*) Ich folge hier folgenden Quellen: Annales Einhardi, Annales Laurisenses, Chronicon Moissiacense, Annales Alamannici, Annales Laureshamenses, Annales Sangallenses majores, Annales Petaviani. Sämmtlich bei Perz Tom I.

4500 Sachsen wurden da an einem Tag enthauptet. (Einhart Annales ad 682). Man mag die Sache entschuldigen wie man will, nach christlichem Gefühl wird das eine Unthat heißen und bleiben, so lange die Welt steht. Es giebt kaum ein zweites Beispiel in der Geschichte, daß ein christlicher Fürst so etwas fertig gebracht hätte, der so offensichtlich mit der Fahne Jesu an der Spitze in die Heidenländer marschirte. Hätten's die Sachsen an den Franken gethan, wir würden's begreifen und mit Rücksicht auf die heidnische Wildheit und Unbarmherzigkeit es entschuldigen können, aber jedem christlichen Historiker sollte die Feder aus der Hand geschlagen werden, wenn er solch eine Blutthat des christlichen Karl zu rechtfertigen sich unterstände. Leider hat's die römische Kirche fertig gebracht letzteres zu thun und Karl dem Großen den Heiligenmantel umgehängt, den er, so groß er sonst auch als Kaiser und in vieler Hinsicht auch als Mensch gewesen ist, auch noch aus andern Gründen gewiß nicht verdient hat. Ich erinnere nur an sein unsittliches eheliches Leben, wie es Einhart schildert. Erst 804 wurde bekanntlich die lange Reihe der Sachsenkriege durch den Vertrag zu Selz oder Salza an der Saale, der übrigens neuerlich historisch ungewiß geworden ist, (cf. Müller, Deutsche Geschichte 1876 p. 48), beendigt.\*)

## § 5. Die Missionirung Sachsens durch Karl den Großen und ihre ersten Wirkungen auf den Harzgau.

Schon beim Beginn des Feldzugs gegen die Sachsen, 772, hatte Karl Alles für die Mission, welche sich unmittelbar an die Eroberung der sächsischen Gebiete anschließen sollte, eingerichtet. „Er hatte mit den Dienern der Kirche darüber Rath gehalten und befohlen, daß sie im Gebet Gott um Beistand für das Werk anriefen. Seinem Heere folgten daher eine große Menge Priester, Aebte, Presbyter und Verehrer des orthodoxen Glaubens, damit das Volk, das von Anfang der Welt in den Fesseln der Dämonen lag, durch die heiligen Lehren das milde und sanfte Joch Christi auf sich nähme. Theils durch Krieg, theils durch Ueberredung, theils durch Geschenke bekehrte er den größten Theil des bis dahin unterworfenen Volks zum christlichen Glauben.“ (Vita Sturmi v. Eigil Perz II., 376. ep. 22). Selbstverständlich kann hier

\*) Im Harzgau läßt sich, soweit ich habe ermitteln können, kein bestimmter Ort nachweisen, an dem ein Kampf in diesen Sachsenkriegen stattgefunden hätte. Nur bezüglich eines Orts berichtet die Uebersetzung von einem dort ausgefochtenen Kampf zwischen Karl und den Sachsen, nämlich von dem jetzt wüsten Bonkenrode bei Ilseburg, östlich der Ilse. Es heißt im Ilseburger Urkundenbuch 2, 380: hic est clusa (die Klus oder Kapelle unsrer lieben Frauen) . . . ubi olim Karolus ille Magnus belligeratus est. Der Kampf würde dann in die Zeit von 780 bis 798 fallen.

nur von einer sehr oberflächlichen Befehrung, ja zum größten Theil nur von einer rein äußern Annahme des Christenthums die Rede gewesen sein. Denn durch Ueberredung und Geschenke oder gar mit Gewalt einen trotzigcn Heiden binnen wenigen Wochen oder höchstens Monaten zum Christen zu machen, das bedeutet nicht mehr, als höchstens das heidnische Kleid wechseln, aber noch nicht von ferne, den Menschen mit christlicher Ueberzeugung erfüllen. Die Folgen dieser rein äußern Befehrungen, die nur so lange vorhielten, wie der christliche Priester und mit ihm die fränkische Macht anwesend war, traten im Lauf der Sachsenkriege immer auf's neue zu Tage.

Anders stand es mit der Einführung des Christenthums, wo das Volk dem Einfluß einer ständigen Predigt des Evangeliums zugänglich gemacht werden konnte. Auch hierfür hatte allerdings der Kaiser Karl gesorgt, doch wie es scheint, nicht gleich in den ersten Feldzügen, sondern erst etwas später, vielleicht nach der Mitte der siebziger Jahre. „Nicht lange darauf, a. 776. 777 (nach der Befehrung des Volks), berichtet Cigil im Leben Sturms cp. 22, theilte Karl jene ganze Provinz in bischöfliche Parochieen und gab den Dienern des Herrn Macht zum Lehren und zum Tausen. Damals wurde der größte Theil des Volkes und Landes dem selbigen Sturm zur Versorgung übergeben. Nachdem er die Pflicht der Predigt übernommen, wandte er alle Sorgfalt an, daß er ein nicht geringes Volk dem Herrn gewann. Er lehrte sie durch heilige Reden, daß sie ihre Götzen und Bilder (idola et simulacra) verließen, den christlichen Glauben annahmen, ihre Tempel zerstörten, die Haine umhieben und heilige Kirchen bauten.“

Ob der Abt Sturm auch in unsere Gegend gekommen ist, darüber fehlt uns jede Nachricht. Seine persönliche Wirksamkeit erstreckte sich gewiß zunächst auf die hessischen Sachsen nordöstlich der Werra, wohl aber ist anzunehmen, daß in seinem Auftrag die ihm unterstehenden Presbyter und Geistlichen auch unsere Gegend durchzogen, nachdem durch die Feldzüge Karls auch hier dem Evangelium zunächst ein Eingang erzwungen war. Dies geschah im Jahr 775.

Folgen wir wörtlich dem Bericht des Einhart. „Während seines Winteraufenthalts in Carissacum (Chiersy) beschloß der König das treulose und bundesbrüchige Volk der Sachsen mit Krieg zu überziehen und nicht zu ruhn, bis sie besiegt und zum Christenthum befehrt oder ganz ausgerottet wären. Er setzte über den Rhein und zog mit der ganzen Macht seines Reichs nach Sachsen. Gleich beim ersten Sturm eroberte er die feste Sigiburg (an der Ruhr und Lenne). Von da zog er nach der Weser und stieß an den Ort Brunesberg (bei Hörter) auf die vereinigte Macht der Sachsen. Beim ersten Zusammentreffen wurden sie zum Weichen gebracht und in die Flucht geschlagen. Der König setzte nun über den Fluß und rückte mit einem Theil des Heeres bis zur Ocker vor,

*Ap. An.  
M. F. v. d. A. - 775  
von: V. d. A. - 777.*

wo Hessi,\*) einer der Häupter der Sachsen, mit allen Ostfalen vor ihm erschien, die Geißeln, die der König verlangte, stellte und den Eid der Treue leistete (cf. auch Chronicon Quedlinburgense ad a. 775 bei Leibnitz 2). Dieser Hessi wird im Leben der heiligen Luitburg (bei Perz 4, 158) als Fürst der Ostfalen bezeichnet, der a. 804 gestorben sei. Hessi (an dessen Namen der braunschweigische Ort Hessen, ursprünglich Hessehem, erinnert) hatte auf und an dem Harz weite Besitzungen. Daß er sich 775 bei seinem Zusammentreffen mit Karl hätte taufen lassen, wie Schumann in seiner Missionsgeschichte der Harzgebiete behauptet, davon berichtet Einhart nichts. Ich möchte vielmehr annehmen, daß Hessi damals bereits Christ war oder zum mindesten schon tiefere christliche Eindrücke empfangen hatte, da er es später mit dem geleisteten Eid der Treue den Franken gegenüber so ernst nahm. Später, wahrscheinlich 782, wurde Hessi zum Grafen des Harzgaus ernannt (Vita S. Luitburgae ep. 1 bei Perz 6, 108), als einer, der Karl gegenüber in allen Stücken treu erfunden war. Als zweifellos können wir es erachten, daß bei jenem Zusammentreffen a. 775 an der Ocker zwischen den Franken und Ostfalen christliche Predigt und christliche Taufen stattgefunden haben, wenn auch, wie gesagt, Hessi vielleicht dort nicht getauft wurde, weil er bereits getauft war.

In dieser Stelle möge es mir gestattet sein, auf einen starken Irrthum hinzuweisen, der sich bezüglich der Familiengeschichte des Hessi bei Schumann in dessen Missionsgeschichte der Harzgebiete findet. Dort wird p. 55 behauptet, daß der Vater Hessis Hiddi geheißt und weil er wegen seiner Hinneigung zu den Franken den Sachsen verdächtig geworden sei, habe er sich, um sich vor ihren Verfolgungen zu retten, in's Kloster Fulda geflüchtet, wo er bei dem Abt Sturm Schutz gefunden. Woher Schumann diese Nachricht hat, ist nicht angegeben. Offenbar aber stützt sie sich auf jene Urkunde Karls des Großen, welche Falke in seinem Codex traditionum Corbeiensium a. 1752 p. 377 veröffentlicht hat. Dort wird von dem Vater des Afig, der auch Adalricus genannt werde, Hiddi, erzählt, wie er, um den Eid der Treue zu halten, sich in den Schutz der Franken begeben und auf fränkischem Gebiet in der Buchonia sich ein Besitzthum erworben habe, das er bei seinem Tode seinem Sohn Afig oder Adalricus hinterlassen habe.

Diesen Afig oder Adalricus identificirt nun Falke ohne weiteres mit unserem Ostfalensfürsten Hessi, ohne jedoch eine annehmbare Begründung dafür beizubringen. Aber selbst wenn sich die Identificirung der Namen Hessi und Afig sprachlich rechtfertigen ließe, was kaum möglich erscheint, so würde doch jene citirte Urkunde selber durchaus gegen jede Gleichstellung des Afig mit unserem Hessi sprechen, da jene Urkunde, die den Afig als lebend

\*) Sigurd Abel, Jahrbücher des fränkischen Reichs I 177 fl., nennt ihn auf Grund anderer Quellen „Hassio“.



bezeichnet, a. 815 ausgestellt ist, während unser Hessi schon a. 804 gestorben ist. Es ist also hier offenbar von einem ganz andern Mann die Rede als von unserm Hessi und daher der Versuch, Hiddi zu seinem Vater zu machen, ein historisch durchaus unbegründeter, wie ihrer Zeit bereits bald nach dem Erscheinen jenes genannten Falke'schen Werkes der *Hannoversche gelehrte Anzeiger* 1752 p. 1029 fl. und die *Origines Guelficae* Tom. 4 p. 411 fl. nachgewiesen haben.

Einen schweren Rückschlag erlitt die christliche Mission in Sachsen im Jahre 778. Während Karl in Spanien gegen die Saracenen kämpfte, erhoben sich die Sachsen, drangen gegen den Rhein vor und verheerten die ganze Gegend von der Stadt Deutz bis zur Mosel. Sturms Mission war aufs höchste bedroht. „Nachdem er (Sturm) lange damit zugebracht hatte, schreibt Eigil ep. 23, mit Predigen und Tausen in Begleitung seiner Presbyter und in den betreffenden Gegenden hie und da (quasque singulas) Kirchen errichtet hatte, wich das verderbte Volk der Sachsen vom christlichen Weg wieder ab, ergab sich wieder dem eitlen Irrthum, kam über die Grenze und ging alles verwüstend bis an den Rhein.“ Besonders schienen es damals die Sachsen, wie weiter berichtet wird, auf das Kloster Fulda abgesehen zu haben, das sie gewiß als die Stätte, von der Sturm mit dem Evangelium gekommen war, besonders haßten. Sie hatten beschlossen, das Kloster einzunähsern und die Mönche zu morden. Schon hatten Letztere Alles zur Flucht vorbereitet und bereits war der Leichnam des hl. Bonifatius mitten in der Nacht aus dem Kloster, wo er schon 24 Jahre geruht, auf den Schultern der Mönche weggetragen, um ihn nach Hamelburg zu flüchten, als inzwischen die herbeigeeilten Ostfranken und Alemannen die Sachsen an der Eder schlugen (Einhart ad. a. 778) und so das sichere Unheil abgewandt wurde.

Nicht lange sollte es dauern, so war Karl wieder selber da, um die widerspenstigen Sachsen zu zügeln und gegen das Heidenthum derselben anzukämpfen, wobei er wiederum auch unsere Gegend betrat. „Im Frühjahr [780] zog Karl mit großer Heeresmacht nach Sachsen und kam über die Aresburg, wo er ein Lager aufschlug und etliche Tage Rast machte. Von da wandte er sich gegen Morgen an die Ocker. Hier erschienen, wie er befohlen hatte, alle Sachsen aus den östlichen Gegenden und eine große Menge von ihnen ließ sich mit ihrer gewöhnlichen Verstellung an dem Ort, der Orheim heißt, taufen.\*) Von hier rückte er an die Elbe, schlug an der Stelle, wo die Ora in die Elbe mündet, ein Lager und bemühte sich, sowohl die Angelegenheiten der Sachsen, welche diesseits, als die der Slaven, welche jenseits des Flusses wohnen, in Ordnung zu bringen.“ (Einhart ad. a. 780).

\*) Noch heute wird in dem „Vaddernloch“ bei Ohrum die Stelle gezeigt, wo Karl d. Gr. der Taufe beigewohnt haben soll.

Jedenfalls kann es sich bei dieser Taufe in Ohrum nicht um das Volk der Ostfachsen im allgemeinen, sondern nur um die Taufe der Führer und Angesehenen unter demselben gehandelt haben.

Wer Karl damals von angesehenen Geistlichen begleitet hat, wissen wir nicht. Ebenso wenig ist uns bekannt, wer nach Karls Weggang die weitere Missionirung unserer Gegend besorgte. Doch haben wir allen Grund, anzunehmen, daß dasselbe Kloster, nämlich Fulda, von dem aus schon durch Sturm die Mission in Sachsen betrieben wurde, auch jetzt diese Aufgabe übernommen hat. Statt des Abts Sturm hatte nun inzwischen sein Nachfolger Bangolf von 779—802 die Leitung übernommen. Auf Eigils Veranlassung schrieb Brun mit dem Zunamen Candidus das Leben des Bangolf (Wattenbach, Deutsche Geschichtsquellen im Mittelalter p. 189). Leider ist daselbe verloren gegangen, so daß wir nichts Näheres über seine Thätigkeit wissen. Ob die vielen Schenkungen an Fulda aus Ostfalen, die sich nachweisen lassen, ein Beweis sind, daß Fulda auch nach Sturms Tod die Mission in Sachsen, speziell in Ostfalen, behalten habe, ist fraglich. Viel wichtiger erscheint mir für diese Annahme der Umstand, daß es doch allgemeine kirchliche Praxis war, nicht ohne besonderen Grund die Missionsthätigkeit von einem Centrum loszulösen, das sich durch die Lokalkenntniß seiner Missionare in den Gegenden ihrer bisherigen Wirksamkeit, sowie durch die Bekanntschaft mit dem betreffenden Volksstamm immermehr für diese Thätigkeit qualificirte, je länger es bereits die Arbeit gethan hatte. Es wäre geradezu ein Monstrum von Missionspolitik zu nennen, wenn etwa die Mission bloß an die Person des Abts Sturm gebunden gewesen wäre und sie nach dem Tod desselben ohne weiteres auf ein ganz anderes Kloster hätte übertragen werden können. Daß die Missionsarbeit die Kräfte eines einzelnen Klosters mit der Zeit übersteigen konnte und darum eine Theilung eintrat, ist wohl denkbar. Aber ein Aufgeben der ganzen Arbeit seitens des Muttermissionshauses ist nicht denkbar. Lesen wir daher (in der *translatio S. Liborii* bei Perz 4, ep. 2), daß nach dem Tode Sturms 779 die Missionsthätigkeit getheilt wurde, indem nun das Gebiet der Westfalen, besonders das von Paderborn, dem Bischof Megingo von Würzburg überwiesen wurde, so folgt daraus eben nur, daß die Arbeit für Fulda allein zu groß war und daß sich dieselbe mehr auf den östlichen Theil von Sachsen beschränkte, wobei nicht ausgeschlossen ist, daß hier Fulda das Nachbarkloster Hersfeld, das seine christlichen Boten nach dem Südharz sandte, als Mithelfer sehr gerne annahm, zumal von dem Zeitpunkt an, wo die Mission immer schneller und ausgedehnter auch im östlichen Sachsen sich entwickelte.

## § 6. Die Gründung der ersten Kirche im Harzgau zu Seligenstadt oder Osterwieck.

Das Jahr 780 bezeichnet für die Mission in unserer Gegend einen entscheidenden Wendepunkt. Noch nie scheint vorher die Predigt des Evangeliums in dem Grade verkündigt worden zu sein und noch nie vorher eine solche Menge heidnischer Sachsen sich zur Annahme des Christenthums durch die Taufe bereit erklärt zu haben, wofür der Grund wohl darin zu suchen ist, daß vor 780 Karl zwar bis zur Ocker, aber nicht über dieselbe hinaus bis in unsere Gegend gedungen war. Jetzt überschritt er die Ocker und drang mit seinem Heer und dessen priesterlichem Gefolge durch das Halberstädtische bis zur Elbe.

Den wesentlichen Fortschritt der christlichen Predigt im Jahre 780 bezeugen uns auch andere Nachrichten. So melden die *Annales Petaviani* (Perz I, 16) zum Jahr 780: „In demselben Jahre kam der König mit einem fränkischen Heere nach Sachsen hinein bis zur Elbe. In demselben Jahre beteten die Sachsen, ihre Götzen aufgebend, den wahren Gott an und zu derselben Zeit erbauten sie auch Kirchen.“ Die *Annales Laureshamenses* (Perz I, 31) aber melden noch, daß der König das Land unter Bischöfe, Presbyter und Aebte vertheilte, damit sie in demselben taufeten und predigten. (cf. auch *Chronicon Moissiacense ad a. 780* bei Perz I, 296.) Hieraus ergibt sich aber auch zugleich die wichtige Thatsache, daß das Jahr 780 die ersten Kirchen Gründungen und die erste kirchliche Organisation in unsere Gegend brachte.

In dies Jahr fällt übrigens auch die Sage, daß Karl d. Gr. den Götzen Krodo auf der Harzburg vernichtet, an seiner Stelle ein Oratorium errichtet und etliche Priester zur Verkündigung des Evangeliums, sowie zur Abwartung des Gottesdienstes zurückgelassen habe.

Auch wird weiter erzählt, daß Karl in diesem Jahr 300 Katten zur Beförderung des Christenthums in ein Lager an der Gose (Goslar) gesetzt habe. Diese seien von den umwohnenden Sachsen in einem Aufstand erschlagen worden und alle Gefallenen, Christen sowohl als Heiden, seien auf dem Osterfeld bei Goslar begraben. cf. Schumann, *Missionsgeschichte* 56.

Zu den Kirchen, die damals 780 oder wahrscheinlich erst im folgenden Jahr 781, wo das Christenthum schon etwas mehr Boden gewonnen hatte, in unserer Gegend erbaut wurden, gehörte auch die erste christliche Kirche in Osterwieck.

Nach den Chronisten wäre 781 sogar in Osterwieck ein Bischofsthum gegründet, der erst später nach Halberstadt verlegt worden sei. Indes wie wir später sehen werden, erweist sich diese Behauptung immermehr als unrichtig. Anders steht es dagegen mit der Gründung einer christlichen Kirche

in Osterwieck. Es galt damals die Resultate, die durch die Taufe der angesehensten Ostfalen bei Ohrum erzielt waren, zu sichern und für die Mission im Heidenlande ein Centrum zu haben, von wo aus die Prediger des Evangeliums weiter nach Osten vordringen konnten. Die erste Etappe auf dieser Bahn sollte die Osterwiecker Kirche werden, an einem Ort, durch den schon seit uralten Zeiten eine lebhafte Verkehrsstraße vom nachmaligen Halberstadt bis zum nachmaligen Braunschweig geführt zu haben scheint und der somit auch dadurch schon die Richtung vorzeichnete, wie die Missionare weiter nach Osten vorzudringen hatten.

Die Annales Quedlinburgenses (bei Leibnitz 2), die im 10. und 11. Jahrhundert verfaßt sind, melden als älteste uns bekannte Quelle zum Jahre 781, daß Karl dem ersten Märtyrer Stephanus an einem Ort, der Seliganstedi heiße, ein Münster (monasterium) errichtet habe.

Der Annalista Saxo, ein Halberstädter, der von 1135—1139 schrieb, berichtet zum Jahr 781: „Dem hl. Märtyrer Stephanus ließ er an dem Ort, der Saligenstide heißt, jetzt aber gewöhnlich Osterwik genannt wird, ein Kloster (!) erbauen. In ganz gleichem Sinn schreiben die Jahrbücher von Magdeburg (Chronographus Saxo), nur daß dort der Ort Seliganstide heißt und die Bemerkung, daß er sonst Osterwik heiße, ausgelassen wird.

Aus diesen Berichten, die offenbar auf einer älteren Tradition unserer Gegend beruhen, geht zunächst hervor, daß in Seligenstadt ein Münster, nach dem andern Bericht ein Kloster von Karl gestiftet sei. Von einem Kloster in jener Zeit kann bei dem damaligen Stand der christlichen Mission selbstverständlich nicht die Rede sein. Jedenfalls handelt es sich nur um eine Kirche, die dem hl. Stephan geweiht war. Daß dieselbe ein Münster gewesen, also schon eine Kirche von größeren Dimensionen, ist ebenso wenig anzunehmen, sondern es handelte sich damals nur um eine Kirche primitiver Art! Daß die Chronisten von einem Münster sprechen, erklärt sich daraus, daß sie, wie wir später sehen werden, zugleich berichten, es sei in Seligenstadt mit der Kirche der Bischofsitz des späteren Bisthums Halberstadt gegründet worden. Da konnten sie es sich denn gar nicht anders denken, als daß die Kirche auch zugleich eine dem bischöflichen Ansehen ebenbürtige, also ein Münster, oder wie spätere Chronisten sogar sagen, ein Dom gewesen sei.

Aber es fragt sich nun: Ist das genannte Seligenstadt gleichbedeutend mit Osterwieck oder nicht? Geschrieben ist darüber nachgerade genug. Man wird ganz wir im Kopf, wenn man die vielen langen und kürzern Artikel, die sich darüber in den Chroniken und andern Büchern finden, durchliest. Die einen halten Seligenstadt für gleichbedeutend mit Halberstadt, die andern suchen es im heutigen Sillstedt bei Wernigerode, noch andre lassen es unbestimmt und wieder andre haben wieder ihre eigne

Ansicht. — Heute steht die Sache so, daß die Meisten sich der Ueberzeugung zuneigen, daß Seligenstadt allerdings eins sei mit Osterwieck. Dieser Ueberzeugung schliesse ich mich auf das allerbestimmteste an.

Allerdings tritt der Name Osterwieck erst seit 1108 urkundlich auf. Aber daraus einen Schluß zu machen, daß der Ort etwa kurz vorher gegründet sei, wäre doch durchaus verkehrt. Wir können annehmen, daß c. 900 die sämtlichen Orte der Osterwiecker Umgebung längst bestanden. Wenn Bischof Hildeward im 10. Jahrhundert zu Stötterlingenburg ein Jungfrauenkloster gründen konnte (Stötterlingenburger Urkundenbuch p. 2), das bereits auf einer außer Dienst gesetzten Burg seine Stelle einnahm, wenn kleinere Orte in unmittelbarer Nachbarschaft Osterwiecks wie Abbenrode bereits 964, (Harzzeitchrift 12, 539), Schauen 973 (Riedel, cod. brandenbrg. 17), Süderode, Berßel (Bireslevo) 1018 (Isenburger Urfb. Nr. 2), Berheim (Betteshym) 1086 (Isenburger Urfb. Nr. 6), als bestehend erwähnt werden, so setzt das absolut voraus, daß damals auch ein solcher Ort wie Osterwieck bestanden haben muß, ein Ort, der von den frühesten bekannten historischen Zeiten an eine ziemlich hervorragende Bedeutung für unsre Gegend hatte, zumal da er, wie schon vorhin erwähnt, an einer wichtigen Verkehrsstraße lag. Wenn nun erst 1108 Osterwieck urkundlich genannt wird, so ist das für mich der eklatanteste Beweis, daß der Ort früher einen andern Namen getragen haben muß. Der andre Name aber war eben kein anderer als Seligenstadt. Dieser Name tritt wiederholt urkundlich auf. So z. B. in einer Urkunde Otto III. vom 23. Nov. 994, wo derselbe bekennet, in Quedlinburg einen Markt errichtet zu haben mit gewissen Privilegien, dessen Einkünfte seiner Tante, der Aebtissin Mathilde von Quedlinburg und deren Nachfolgerinnen überwiesen werden sollen (Quedlinburger Urkundenbuch p. 5). Hier wird unter anderm darauf hingewiesen, daß die alte Marktgerechtfame in 6 näher bezeichneten Orten, die denselben schon von früher her zu stand, hierdurch nicht berührt werden solle. Als solche Markorte werden da genannt, im Ofen (von Quedlinburg aus) Islevo (Eisleben), im Süden Walahusen (Wallhausen), Radolvoroth (Rottleberode?), Hazacanroth (Harzgerode), im Westen Halverstedi (Halberstadt) und Saliganstedi. Dies Saliganstedi kann nichts andres sein als Osterwieck.\*) Es stimmt dies ganz genau mit der Angabe des Chronicon Halberstadense, das uns berichtet, wie Bischof Hildeward sowohl Halberstadt als Osterwieck das Marktrecht nebst Zoll- und Münzrecht verliehen habe. Eben daselbst wird später noch einmal bemerkt, daß Bischof

\*) Nach dem Chronicon Hildeshem. Perz 9, 851 legt Bischof Altfried von Hildesheim (847—877) an einem Ort Seligenstadt ein Mönchskloster an das er der Hildesh. Kirche zuwendet, von der es jedoch unter seinem Nachfolger wieder abkommt. Vielleicht war dies auch das nachmalige Osterwieck.

Arnulph von Kaiser Heinrich die Bestätigung der Concessionen seiner Vorgänger bezüglich der genannten Rechte der Städte Halberstadt und Osterwieck erlangt habe. (Näherer urkundlicher Nachweis bei Rettberg 2, 477 Anmerkung Nr. 35.) Nach v. Müllverstedt Hierographia Halberstadensis p. 3 wird sogar eine Urkunde von König Ludwig von 902 angeführt, wonach schon damals Seligenstadt Münz- und Zollgerechtfame hatte. Wo so deutlich die Identität von Seligenstadt und Osterwieck wie durch diese Vergleichung der Urkunde von 994 mit den Angaben des Chronicon Halberstadense festgestellt wird, da sollte doch wahrlich Niemand mehr an der Richtigkeit derselben zweifeln. Außerdem ist wohl zu beachten, daß der Annalista Saxo (1135—1139 schreibend) ausdrücklich bemerkt, daß Saligenstide jetzt gewöhnlich (vulgo) Asterwik heiße. Es gingen damals also beide Namen noch neben einander her.

Daß ein Ort 2 Namen geführt hat, ist in der Geschichte durchaus nichts Seltenes. Hildesheim hieß auch Bennopolis nach einem Ort, der  $\frac{1}{4}$  Stunde westlich von der Stadt lag. In der ersten Hälfte des 10. Jahrhunderts hielt man beide Orte für einen (Künzel, Geschichte der Diocese und Stadt Hildesheim Theil 1, 411 fl.) Ein Theil von Bonn, wahrscheinlich der um die Münsterkirche herum, hieß Verona; erst später schmolz er mit Bonn zusammen. Seligenstadt am Main hieß früher Mühlheim. Erst allmählig wurde der erstere Name üblich durch die Abtei, welche von Einhart, dem Rath Karls des Großen, bald nach 827 gegründet war. Unser Nachbarort Stapelburg führte einst den Namen Windelberode. Im Friesenfeld bei Sangerhausen liegt Eiedersdorf, früher Wippelsdorf genannt, in der Nähe von Mansfeld das Dorf Bräunrode, sonst Hartwigerode genannt etc.

Es fragt sich für uns nur hier noch: Wie ist der Ort wohl zu den beiden verschiedenen Namen gekommen?

Giebt uns nun auch die beglaubigte Geschichte hierauf nirgends eine Antwort, so thut es um so bestimmter die Sage. Sie tritt auf in einer vierfachen Gestalt.

1. Zuerst findet sie sich bei Botho (chronicon picturatum Leibnitz 3, p. 288), der sich wieder auf eine ältere Quelle beruft. Es heißt: „Also dusse sunte Hildegrinus Bischof was to Saligenstide, vinde ik in der schrift, dat dusse Bischof wolde den dom hebban groter gemaket [der Dom, der angeblich damals dort als erste Kirchengründung gebaut war]. So quam de enghel to òm also he dat betinget hadde unde sede: Hor up Hildegrine und wyck osten. Also quam de Bischof Hildegrim unde legte den Bischofdom to Halberstadt unde Saligenstide wart do darna geheten Osterwick.“

2. In der Sachsenchronik bei Winnigstedt (herausgegeben von Caspar Abel) heißt es (p. 60): „Karl legde uppe dem kleynen Water, geheten de Hlsede, eynen Dom. Do kam de Engel unde sprak: Karlus wick

Osten! de wart he gefrauwet [froh] unde nomede de Stidde Osterwieck, anders hadde me de Stidde nomet Saligenstidde.“

5. p. 255 ff. heißt es in der Vorrede zu Winnigstedts Chronik Halberstadts (bei Abel), Hildegrim habe die schon vorhandene Kirche in Seligenstadt größer bauen wollen; aber Gott habe ihm gesagt, er solle nach Osten weichen und die Kirche bei Hartingau, am Wasser Holzemme, bauen. So sei die alte Kirche in Seligenstadt liegen geblieben und mit Zustimmung des Kaisers die neue Kirche in Halberstadt erbaut worden. „Darum ward Seligenstadt Osterwieck genannt, wo der alte Dom noch steht, aber Hartingau und der neue Dom ward Albiorestadt genannt, die Stadt zwischen Elbe und Ohre.“

Mit Recht hat schon Leuckfeld (Geschichte des Bisthums Halberstadt p. 20) darauf aufmerksam gemacht, daß nicht nur die ganze Geschichte eine Fabel, sondern auch insofern eine völlige Verkehrtheit enthalte, als sie, statt nach dem Inhalt der Erzählung, den Ort, wohin die Kirche resp. der Dom verlegt sei (also Halberstadt) Osterwieck zu nennen, die Namensänderung auf den alten Standort der Kirche, Seligenstadt, übertragen habe, das von nun an Osterwieck statt Seligenstadt genannt worden sei.

4. Anders steht es jedoch mit der vierten Sage, die sich ebenfalls in Caspar Abels ungedruckten Chroniken findet, welche, wie dort angegeben, einem Fragmentum chronici Osterwicensis entstammt, das, wie es den ganzen Anschein hat, Aufzeichnungen von einem mit Osterwiecker Verhältnissen nicht ganz Unbekannten enthält und etwa in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts verfaßt sein mag.

Hier heißt es pag. 695: „Von der fundation der Stadt und Kirche hat man folgende Tradition: Als Karolus in diesem Ort das Bisthum anlegen wollen und den Fürsten des Landes Albero oder Albert wegen des bequemsten Platzes zur Erbauung des neuen Tempels um Rath gefragt, so habe ihm derselbe einen Hügel gezeigt, der Herdenberg genannt, bei dem Eichwald Ilse, zwischen dem Kloster Stötterlingenburg und der Stadt Osterwieck, wobei er gesprochen: „Salig is de Stede“! Davon habe dieser Ort zuerst den Namen Salingstedte bekommen. Doch wie Bischof Hildegrim daselbst den Dom aufzubauen angefangen, habe ihm eine Stimme vom Himmel zugerufen: Osten wieck! wodurch er auch bewogen, von dem Hügel auf die Ebene am Fluß Ilse sich gemacht und daselbst die Kirche aufgeführt, woher denn die Stadt den Namen Osterwieck bekommen.“

Diese Tradition enthält, wie ich sogleich zu beweisen versuchen werde, sicher einen historischen Kern, der bis jetzt freilich noch von Niemand beachtet ist.

Sehen wir ab von der Ausschmückung der Sage, welche die Stimme eines Engels vom Himmel ertönen läßt, ein Umstand, der sehr an eine ähnliche Sage bezüglich der Gründung des Wernigeröder Schlosses erinnert,

wonach der Schutzgeist des Grafen Botho auf der kleinen Haarburg (südwestlich vom heutigen Schloß) erschienen wäre und auf den Befehl: rutsche fort! die Burg durch die Luft auf den heutigen Schloßberg getragen sei (Wernigeröder Intelligenzblatt Nr. 7, 1837). Sehen wir ferner ab von dem Namen des Landesfürsten Albero oder Albert, der nicht bestimmt nachgewiesen werden kann, sowie davon, daß Hildegrim die Kirche gebaut haben soll, so bleibt als Kern dieser Sage übrig:

1. Daß die Kirche ursprünglich auf den Herdenberg am Eichwald Ilse gebaut werden sollte und die Stätte Seligenstadt genannt sei von Karl dem Großen, der den Bauplatz selber ausgesucht habe,

2. daß die Kirche alsbald von dem Hügel in die Ebene an den Ilsefluß verlegt sei, worauf der Ort, wo sie stand, Osterwieck genannt worden sei.

Es fragt sich hierbei zunächst: Wo ist der Herdenberg und der Eichwald Ilse zu suchen? In den heutigen Flurbezeichnungen sind beide Namen nicht mehr zu finden. Wohl aber giebt uns erwünschte Auskunft das Stötterlingenburger Urkundenbuch. Nach Urk. Nr. 1 (vom Jahr 1106—1109) gab es ein Feld (campus), das östlich von Stötterlingenburg lag und „Herde“ genannt wurde. Urkunde Nr. 40 vom Jahre 1300 vertauscht das Stötterlingenburger Kloster an die Herren von Beck eine Viehtrift (saltus) oder einen Waldort an den Fuchshöhlen gegen einen andern Waldtheil an einem Ort, der gemeinlich „Herde“ genannt werde. In Urk. 41 vom Jahr 1300 bekunden umgekehrt die Gebrüder von Beck, daß sie eine Viehtrift (saltum) oder einen Waldort (sive locus silvae) an einem Ort, der gemeinlich „Herde“ genannt werde und an den Wald oder Trift (nemus) des Klosters Stötterlingenburg stoße, an Stötterlingenburg abgetreten hätten.

Was den Eichwald Ilse betrifft, so ist wie gesagt heute eine solche Bezeichnung gleichfalls nicht mehr vorhanden. Dagegen wird im Ilsenburger Urkundenbuch I. Nr. 286 vom 22. Juni 1419 ausdrücklich ein Eichwald genannt. Dort heißt es bezüglich Feststellung einiger Hufen Landes im Stötterlinger Felde, welche zu Ilsenburg gehören: „In deme felde tho Osterwich tygen dem **Eyckholte** bynnen der olden lant were ligen 15 morgen!

Das ist die Gegend auf der südlich von den heutigen Fuchshöhlen belegenen Anhöhe. Dort zieht die alte Landwehr vom Thal her den Berg herauf nicht weit von den Fuchshöhlen vorüber. Dieser Eichwald zog sich also etwa südlich von den heutigen Fuchshöhlen die Abhänge und die Hochebene entlang und wurde wahrscheinlich im Osten durch die alte Landwehr begrenzt. Die heutigen Fuchshöhlen (1300 Voshole) sind sicher



somit die letzten Reste des ehemaligen Eichwalds Ilse. Auch heute noch sind dort die Eichen vertreten. \*)

In der Nähe des Eichwalds Ilse lag nun auch ohne Zweifel der Herdenberg und zwar südlich davon. Geht man heute über das Plateau, das sich südlich von den Fuchshöhlen erhebt, so hat man bei dem Anblick des öden, sterilen, steinigen Bodens, der heute die Flurbezeichnung „so ore Unger“ führt, sofort den Eindruck, als sei dies Feld von jeher zu nichts anderem zu gebrauchen gewesen als zur Viehweide. Auch dies Feld stößt im Osten auf die Osterwiecker Landwehr. Hier muß offenbar der Herdenberg gelegen haben, der nach seiner Ethymologie offenbar nichts anderes bedeutet als ein Berg, wo Herden weiden, eine Viehtrift, wie sie auch im Stötterlingenburger Urkundenbuch genannt wird.

Die Richtigkeit dieser Ortsbestimmungen wird nun aber weiter durch einen neuen Umstand von höchster Wichtigkeit bestätigt, der auf die oben genannte Sage ein hochinteressantes Licht wirft. —

Auf jenem genannten Plateau südlich von den Fuchshöhlen steht ganz vereinsamt, weit ausschauend in's Land hinein, die sogenannte Kreuzzeiche. Sie steht auf dem Rücken eines kleinen Höhenzugs, der auf der Nordseite der Eiche steil abfällt, nach Süden und Westen in das große Hochplateau mündet, während nach Osten zu das Terrain allmählich abfällt. Dieser Berg, auf dem die Kreuzzeiche steht, führt nun bis auf den heutigen Tag den Namen Gütchenberg und eine sich nordöstlich bis an diesen Berg heranziehende Wiese den Namen Gütchenwiese. Unter diesem Namen steckt aber offenbar nichts anderes verborgen als der Name Giebig, wie es z. B. auch bei dem noch vor nicht langer Zeit in Halle a. d. Saale auf der nordöstlichen Stadtseite befindlichen Gütchenteich der Fall ist. Giebig ist aber wieder nichts anderes als der bekannte Beiname des Wodan, sodas Gütchenberg und Gütchenwiese nichts anderes bedeutet als „Wodansberg und Wodanswiese.“ Wir haben somit dicht in der Nähe des Herdenbergs und des ehemaligen Eichwaldes Ilse eine heilige Stätte heidnischer Verehrung. — Diese Thatsache wird noch durch weitere Thatsachen unterstützt. Zwischen dem Höhenrücken des Gütchenbergs und den Fuchshöhlen zieht sich nach Osten zu eine Thalseite, welche auch unter dem Gütchenberg durchzieht und die Hölle genannt wird. Wieder offenbar eine Hindeutung auf den ehemaligen Teufelsdienst, der hier oben zu heidnischer Zeit nach der üblichen Bezeichnung der Christen jener Zeit geübt wurde.

Endlich aber lesen wir im Stötterlingenburger Urkundenbuch Nr. 75 a. 1314, daß neben den Fuchshöhlen, wahrscheinlich südlich davon, ein

\*) Ältere Bewohner Osterwiecks versichern mir, daß noch vor etwa 50 Jahren der Eichwald sich fast bis zur Ilse westlich der Stadt erstreckt habe und durch schöne Exemplare von Eichen sich ausgezeichnet habe.

Wald „Heynlah“ sich befunden habe (Vendidimus clastro Stötterlingenburgensi quamdam silvam, quae dicitur Voshol, sitam apud silvam Heynlah), den die Gebrüder v. Beck durch Tausch a. 1500 bekommen hätten. Was bedeutet aber Heynlah anders als der „waldige Hain“? Ein waldiger Hain aber hier in der unmittelbarsten Nähe des Wodansberges und der Hölle was bedeutet das wieder anders als eine handgreifliche Hindeutung, daß es ein heiliger Hain war, in denen unsere Vorfahren mit Vorliebe ihren Gottesdienst zu halten pflegten? — In wie weit etwa auch der Lennigsberg (vielleicht Bennigsberg?), südöstlich vom Gütchenberg, eine mythologische Beziehung hat, lasse ich hier unerörtert.

Genug, aus Allem ergibt sich, daß wir es hier mit dem Sitz eines alten heidnischen Heiligthums zu thun haben. Aber gerade dies ist eben für unsere Untersuchung von der allergrößten Wichtigkeit. Es ist allbekannt, mit welcher Vorliebe die ersten christlichen Kirchen an alten heiligen heidnischen Städten aufgebaut wurden. Karl der Große vermied es geradezu, Stätten, wo man ehemals die Götter verehrt hatte, zu verwüsten. Er ließ ihnen vielmehr diese Stätten, die ihnen heilig und theuer waren, indem er sie in heilige christliche Stätten umwandelte. So ist es denn auch mehr als wahrscheinlich, daß Karl der Große oder von ihm damit Beauftragte in der That ursprünglich den alten Herdenberg am Eichwald Ilse, der zugleich die heiligste Stätte heidnischer Gottesverehrung in sich schloß, für die Bewohner der Gegend zur Baustätte für die erste christliche Kirche erwählte.

Gewiß ist die Kreuzzeiche, welche heute vereinsamt in die Kiste oben auf der weitschauenden Höhe hineinragt, auch noch eine uralte Erinnerung daran, daß dort oben zuerst das Kreuz aufgepflanzt wurde. Wohl werden solche Bäume oft nur als Grenzmale hingestellt in alter Zeit, aber hier scheint der Baum doch mehr zu bedeuten, zumal wenn man erwägt, daß die bekannte Eiche, welche Bonifatius fällte, auch hoch über dem Ufer der Eder bei Fritzlar stand und weit in's Land hineinschaute. (Landau Beschreibung des Hessengaus p. 47). Uebrigens war, was landschaftliche Schönheit betrifft gerade die Stelle auf dem Herdenberg resp. Gütchenberg von besonderem Reiz, indem man von hier nach Süden den ganzen Harz mit dem Blick auf den Brocken vor sich hatte, nach Osten aber das Auge in das schöne Thal der Ilse und weit darüber hinaus schweifen konnte.

Wie uns die Sage berichtet, ist diese erste Stätte, die man für die Kirchengründung in Aussicht genommen hatte, von Karl dem Großen Salingstede genannt, indem er ausgerufen habe: Selig ist die Stätte! So unwahrscheinlich mir diese Erklärung früher hat erscheinen wollen, weil sie an die berüchtigten Etymologien der Chronikenschreiber im vorigen Jahrhundert erinnert, so kann ich doch jetzt die Erklärung durchaus nicht für falsch halten. Mag er auch nicht gerade ausgerufen haben: Selig ist

die Stätte! so hat er doch mit der Bezeichnung Seligenstadt diesen Sinn gewiß ausdrücken wollen. So gut wie Karl nach dem so glaubwürdigen Bericht des Einhart (Annalen ad a. 797) den Ort, wo er damals an der Weser sein Lager aufschlug „Heristelli“ hat nennen können, warum sollte er nicht auch aus „selige Stätte“ eine Ortsbezeichnung Seligenstadt gemacht haben?

Nach der Sage des chronistischen Osterwiecker Fragments soll nun die Kirche oben auf dem Herdenberg resp. Gütchenberg nicht lange gestanden haben, sondern noch während des Baues von dem Berg in die Ebene an den Ilsefluß verlegt sein. Kirchen zu verlegen war in jener Zeit nicht zu schwer. Es waren gewiß keine Domkirchen nach heutigem Begriff, sondern zunächst nur einfache Holzkirchen, deren hölzernes Gefüge sich leicht zerlegen und so leicht von einem Ort zum andern verrücken ließ. So berichtet uns Altfried im Leben des heiligen Luidger (bei Leibnitz I. p. 89): Als dieser im Begriff war in Friesland eine Kirche zu errichten und nach gelegtem Grund eben die Wände aufrichten wollte, ließ er, durch eine nächtliche Erscheinung seines Vorgängers veranlaßt, der ihm die Stelle seines Grabes genau bezeichnete, sofort mit Hilfe einer Menge Leute die Grundlagen (bases) der Kirche weiter südlich ziehen. Das war doch eben nur möglich, wenn das Fundament der Kirche nicht aus Stein, sondern aus Holzbalken bestand. So war denn auch die erste Kirche zu Seligenstadt nur ein bescheidenes Holzkirchlein, das gar bald vom Berg in die Ebene gebracht werden konnte.

Der Ort, wo sie nun aufgebaut wurde, lag allerdings, wie die angebliche Stimme vom Himmel verlangt haben soll, östlich vom Herdenberg im Thal an der Ilse. Warum sie vom Berg ins Thal verlegt wurde, ist nicht gesagt und es ist darum hier allerlei Vermuthungen Raum gegeben. Meiner Ueberzeugung nach sind es jedenfalls rein praktische Gründe gewesen, die diese Verlegung veranlaßt haben. Das alte heidnische Heiligtum auf dem Herdenberg, wo die Kirche ursprünglich ihre Stätte haben sollte, lag zu fern (ca. 20 Minuten) von der Verkehrsstraße und von dem bewohnten Ort, der jedenfalls bereits an der Ilse vorhanden war und den Namen Osterwieck führte. Es stand zu fürchten, daß das Kirchlein hier oben im Wald nur selten werde besucht werden und durch seine abseitige Lage auch sonst allerlei Unbequemlichkeit mit sich führen werde. Es galt deshalb in diesem Fall zu wählen zwischen dem Grundsatz, die christlichen Kirchen möglichst an besonders heiligen Orten aufzubauen und zwischen dem andern Grundsatz, die ersten Missionsplätze da anzulegen, wo einigermaßen lebendiger Verkehr vorhanden war und darum ein Zusammenfluß größerer Menschenmengen für die christliche Predigt zu hoffen war, wie denn auch bekanntlich der Heiland selbst für seine Predigt des Evangeliums nicht kleine Dörfer und Weiler aufgesucht hat, sondern Städte. Das Letztere wurde schließlich auch im vorliegenden Fall das Entscheidende. So erhob sich denn

wahrscheinlich im Jahre 781 hier in Osterwieck das erste dem heiligen Stephan geweihte Kirchlein, das im Laufe der Zeit einem bessern und größern Bau Platz machte, von dessen Dasein noch heute die beiden Thürme der St. Stephanikirche Osterwiecks mit dem Westportal der Kirche Zeugniß ablegen, die mit ihrem Alter bis in's Ende des 11. Jahrhunderts hinaufzureichen scheinen.

Es entsteht nun aber weiter die Frage, weshalb gerade die Stelle, wo heute die Stephanikirche steht und von jeher gestanden hat, gewählt wurde und keine andere? Wie weit sich der Ort Osterwieck zu jener Zeit ausgedehnt hat, kann Niemand sagen. Es kann darum auch Niemand darüber ein Urtheil abgeben, ob es vielleicht der Mittelpunkt des Orts war, der den gewählten Kirchplatz als besonders zweckmäßig erscheinen ließ. Wohl aber liegt eine andere Vermuthung nahe, in der man den Hauptgrund bezüglich der Wahl des Platzes zu suchen hat. Es war nemlich gewiß auch an dieser Stelle ein heidnisches Heiligthum vorhanden. Darauf deutet ein ganz bestimmter Umstand, nemlich dies, daß die Gegend auf der Nordseite der Kirche noch heute „der Hagen“ genannt wird.\*) Hagen aber ist nichts weiter als Hain. Es lag also wahrscheinlich an der Stelle der Kirche ein heiliger Hain. Aber wer wurde dort verehrt?

Auch hier liegt wieder eine Vermuthung nahe. Südlich von der St. Stephanikirche, die früher jedenfalls mit ihrem Kirchhof ringsumher freistand, zieht sich heute ein Stadttheil hin, der den Namen „Sonnenklee“ führt. Dieser Name läßt sich urkundlich bis 1277 zurückverfolgen, ein Beweis wie uralt diese Bezeichnung ist. Im Stadtbuch von Osterwieck, herausgegeben vom Reichsfreiherrn Julius Grote 1850 wird p. 30 ein Haus „up deme Sonnenkleve“ p. 32 „up dat sunnenkleve“ (1516) genannt kleve (ahd. clöp) ist = Klippe. Also hieße Sonnenklee soviel wie Sonnenklippe. Solcher Sonnenklees finden sich nun aber merkwürdiger Weise auch noch anderwärts. So giebt es einen Sonnenklee am südöstlichen Eingang des Dorfes Abbenrode und ebenso wird 1554 im Drübecker Urkundenbuch p. 268 ein Sonnenkleeß in der Nähe des Wartbergs nicht weit von der Ilfenburger Straße genannt. Von eigentlichen Klippen kann man an allen 3 genannten Orten nicht reden, sondern es sind nur sehr mäßige Erderhebungen, kleine Hügel von geringerer oder etwas weiterer Ausdehnung.

Auch sonst fehlt es nicht in unsrer Gegend an Ortsbezeichnungen, die mit der Sonne zu thun haben. So giebt es z. B. ein Dorwerk der Domaine Jilly, Sonnenburg, einen Sonnenberg bei Thale, ferner südlich von Timmerode bei Blankenburg und einen südwestlich vom Oderteich unter dem Brocken, sowie einen Sonnenkopf in derselben Gegend, ferner eine Sonnenbreite bei Blankenburg und bei Hüttenrode, ein

\*) „Der Hagen“ 1477 Nr. 250 im Stötterlingenburger Urkundenbuch erwähnt.

Sonnenstein oder Sündel im Vehrter Bruch, Amt Osnabrück. Es fragt sich nun aber: was haben diese Sonnenflees zu bedeuten? Zunächst, glaube ich, bezeichnen sie einen freien, sonnigen Fleck im Wald. Dann aber möchte ich die Vermuthung aussprechen, daß sie Stätten sind, an denen der Sonnendienst resp. der Dienst der heidnischen Lichtgottheit ausgeübt wurde. Als Lichtgottheit aber der alten Deutschen gilt die viel umstrittene und bereits oben besprochene Ostara. Ihr Sinnbild war aber wahrscheinlich die Sonne. Da nun hier der Platz der Stephanikirche so gewählt ist, daß auf der einen Seite der Hagen, auf der andern Seite der Sonnenfleck sich hinzieht, so möchte ich die weitere Vermuthung aussprechen, daß der Kirchplatz gewählt war mitten im heiligen Hain der Lichtgöttin Ostara, die hier unten an der Ilse ihr Heiligthum hatte, während oben auf den Bergen dem Wodan Gottesdienst gehalten wurde. Von dieser Ostara hat gewiß auch Osterwieck seinen Namen bekommen, wie auch Herr Gymnasialdirektor Dr. Schmidt in Halberstadt annimmt (Harzzeitung 1885, 361). Den Namen mit der Himmelsrichtung Osten in Beziehung zu bringen, halte ich im vorliegenden Falle für nicht richtig, da sich kein Mittelpunkt auffinden läßt, von dem aus der Ort als östlich liegend bezeichnet werden konnte.

Merkwürdigerweise hat sich in Osterwieck nach den Angaben des *Chronicum Osterwicense* bei Abel die Sage erhalten, nicht die St. Stephanikirche, sondern die zur Zeit der Chronisten angeblich noch stehende Katharinenkirche als die erste christliche Kirche in Osterwieck anzusprechen. Dort heißt es, daß Osterwieck zwei Parochialkirchen habe, die Stephani- und Jacobikirche (?). In der Nähe der Stephanikirche gegen Mittag stehe eine Kapelle, der Katharina geweiht, die man für die erste von Karl dem Großen errichtete Kirche gehalten habe, wie denn auch der Rath solches in einen Stein habe hauen und gegen Mitternacht in die Mauer einsetzen lassen. Schon Boyfen (*monumenta inedita rerum germanicarum praecipue Magdeburgicarum et Halberstadtensium* I, 136) hat auf das Unwahrscheinliche dieser Nachricht hingewiesen und die ganze Geschichte für eine Fabel erklärt, zumal da nicht anzunehmen sei, daß der erste Bischof Hildegrim in einer solchen kleinen Kapelle seine ständige Predigt werde gehalten haben. Außerdem spreche auch ausdrücklich der Name der Kirche dagegen. — Allerdings spricht nicht nur der Name der Kapelle dagegen, wenn eine solche dort überhaupt existirt hat, was mir sehr zweifelhaft ist, denn die von Karl gegründete Kirche wird übereinstimmend als dem heiligen Stephan geweiht bezeichnet, — sondern gerade der Name der angeblichen Kirchenheiligen „Katharina“ beweist, daß es keine uralte Kapelle sein konnte, da der Name der heiligen Katharine nachweislich erst im 12. Jahrhundert in Deutschland bekannt wurde. Erst durch die Kreuzzüge wurde ihr Cult in's Abendland verpflanzt. (Otte *Archaeologischer Katechismus* p. 5.).

Mit der Verlegung der Kirche vom Gütchenberg in die Ebene war nun wahrscheinlich auch zugleich die Namensänderung des Orts verbunden. Wie die auf der heiligen Stätte der Ostara erbaute Kirche das Heidenthum an das Christenthum ein für allemal verweisen sollte, so sollte auch der alte Name des Orts, der stets an das überwundene Heidenthum erinnerte, verschwinden. Es wurde also der Name Seligenstadt, den Karl der ersten Kirchengründung auf dem Gütchenberg gegeben nunmehr auch auf Osterwieck übertragen, der von nun an in allen officiellen Berichten und Verhandlungen allein galt. Daher kommt es, daß wir in den mehr oder weniger officiellen Geschichtsquellen jener Zeit nichts mehr hören von Osterwieck, sondern nur von Seligenstadt. Erst im Lauf der Jahrhunderte brach der alte Name, der sich mit gewohnter Zähigkeit im Volk erhalten hatte, wieder durch und gelangte schließlich auch wieder zur officiellen Anerkennung, während der aufgedrungene Name verschwand.

Merkwürdig ist es, daß es bei Seligenstadt am Main, wie wir oben schon bemerkten, umgekehrt gegangen ist, indem dort der ursprüngliche Name Mülinheim durch den neuen Namen Seligenstadt verdrängt wurde. Uebrigens ist dies Vorkommniß gerade auch für unsere Frage insofern wichtig, als es beweist, daß der Name Seligenstadt ein beliebter Name für neue Gründungen gewesen ist, den Einhart, welcher jenes Stift gründete, von seinem Kaiser Karl gelernt hatte. Auch sonst finden sich ähnliche Ortsbezeichnungen. So gab es ein Seligenpforten im Nordgau und noch jetzt ein Seligenfeld im Kreis Rastenburg in Ostpreußen. Wie gerade aufgedrungene Namen sich nicht lange halten, dafür habe ich in meiner nächsten Nähe Beispiele. Das Dorf Stapelburg wurde im 16. Jahrhundert von dem Besitzer der dortigen Burg, dem Herrn v. Bila, Bilashausen genannt. Aber der Name konnte sich nicht halten. Ebenso ging es im vorigen Jahrhundert mit der Gründung Friedrichs des Großen bei Wernigerode. Er wollte sie Friedrichsthal genannt wissen, aber der Name konnte sich nicht halten. Man nannte die neue Colonie Hasserode, weil die wüste Ortschaft, auf der sie lag, einst diesen Namen führte (Harzzeitshr. 1879 p. 112).

Von welcher Wichtigkeit für den Ort Osterwieck die Gründung der ersten christlichen Kirche in unserer Gegend gewesen ist, können wir uns denken. Es wurde von Stund an jedenfalls ein Ort, der im Vergleich zu früher einen wesentlichen Aufschwung nahm. Wir haben aber auch einen bestimmten Beweis in Händen, daß es so war. Denn wir wissen, daß der heilige Stephanus zwischen 2 Thürmen in das Siegel der nachmaligen Stadt Osterwieck aufgenommen wurde. Es ist uns ein Exemplar dieses Siegels, wie es im 13. Jahrhundert und Anfang des 14. Jahrhunderts noch allgemein im Gebrauch war, erhalten geblieben und im Urkundenbuch von Stötterlingenburg Tafel 8 Nr. 57 abgedruckt.

Wenn es wahr ist, daß Osterwieck zur Zeit Otto II., a. 984, seine

ersten Mauern bekommen hat (Emma, Monatschrift zur Unterhaltung und Belehrung 1819 Band 1, 100) und es andererseits, wie wir oben gesehen haben, urkundlich feststeht, daß der Ort 902 bereits Münz- und Zollgerechtigkeit und 994 schon Marktgerichte besessen hat, so kann man auch annehmen, daß seit jener Zeit, also seit Anfang des 10. Jahrhunderts, der heilige Stephanus zwischen 2 Thürmen das älteste resp. erste Stadtsiegel Osterwiecks gewesen ist, das der Bürgerschaft immer auf's neue predigen sollte, was Osterwieck zu einer Stadt gemacht habe. —

## § 7. Die Befehung Widukinds und die Vollendung der Christianisirung Sachsens.

Kehren wir nun wieder zu der allgemeinen Geschichte der Missionirung unserer Gegend zurück. Nach der Unterwerfung und scheinbaren Befehung der Ostfalen 780, die in der Taufe bei Ohrum ihr äußeres Siegel fand, mochte Karl glauben, er habe sein Ziel gegenüber den Sachsen endlich erreicht. Er mochte, wie Lüntzel sagt, denken, als er von jenen Hügeln der Ocker das bewegte Schauspiel erblickte, daß die Ocker Heidenthum und Feindschaft fortspülen werde. Indes so weit war es denn doch noch lange nicht. Schon 782 kam es aufs neue zu einem blutigen Aufruhr, veranlaßt durch den unbengsamen Sachsenfürsten Widukind. Die Franken wurden am Berg Suintal geschlagen, dafür aber ließ Karl jene 4500 Sachsen die am Aufstand theilgenommen, zu Verden a. d. Aller an einem Tag enthaupten. Selbverständlich wurde die Sache dadurch nicht besser, sondern der laute Aufschrei der Volkswuth über dies gräßliche Blutbad brachte nun erst recht alle Gemüther dahin, die letzte Kraft einzusetzen, um das bis in den Tod verhaßte fränkische Joch abzuschütteln. Daß dabei die jungen christlichen Pflanzungen im Sachsenland unsäglich mitzuleiden hatten und die Wuth sich zugleich gegen alle christlichen Kirchen und alle Christen im Lande richtete, versteht sich von selbst. Vor allem war es Widukind, der mit Mord und Brand gegen die christlichen Kirchen wüthete, wieder einscherte, was eben erst gebaut war und nieder machte, was Christ hieß. Besonders hart wurde Friesland betroffen, wo Eindger mit seinen Mitarbeitern nach Utrecht flüchten mußte, von wo er nach Rom ging, wie uns Altfried in seinem Leben des heiligen Eindger erzählt.

Aber neue fürchtbare Niederlagen erfolgten bei Theotmelli (Detmold) und an der Hase 783, die auch die verzweifeltsten erneuten Anstrengungen, sie wieder wett zu machen, im Jahre 784 nicht aufhalten konnten. Desto härtere Mittel wandte Karl an, den letzten Widerstand zu brechen, was ihm endlich 785, nachdem ganz Sachsen durch die ununterbrochenen fürchterlichen Verheerungen bis zum Tode ermattet war, gelang. Schon 784 sollen sich die Ostfalen Karl unterworfen haben und in diesem Jahr den Vertrag

zu Schöningern abgeschlossen haben, der uns in seinen Einzelheiten erhalten ist. Indes seine Aechtheit ist so stark erschüttert, daß er für uns gar nicht in Frage kommen kann.

für die vorläufige Beendigung der Kriege Karls gegen die heidnischen Sachsen war besonders ein Umstand von entscheidender Bedeutung, das war der Rücktritt des furchtbarsten Widersachers Karls, des Widukind, von der Theilnahme an den Kämpfen.

Nachdem er gesehen, daß aller Widerstand vergeblich und nur geeignet sei, das ganze Sachsenvolk der schließlichen Vernichtung preiszugeben, legte er nicht nur die Waffen nieder, sondern begehrte auch die christliche Taufe, die ihm im Verein mit Albo und seinen sonstigen Genossen (Annales Quedlinburgenses ad annum 785) zu Attingy zu Theil wurde. Nach der Angabe in der translatio Alexandri Perz II, 676 (863 geschrieben) stand Karl selber Gevatter bei der Taufe\*) und ausdrücklich wird bemerkt, daß Widukind „sua sponte“, d. h. freiwillig zur Taufe gekommen sei.

An die Taufe des Widukind haben sich Sagen angeschlossen, die wir hier nicht übergehen wollen, weil sie früher sich in allen Specialgeschichtswerken fanden und weil sie ein interessantes Licht auf die Persönlichkeit Widukinds werfen, die man ohne Wunder der Bekehrung zum Christenthum nicht für fähig hielt. Die alte sächsische Chronik (bei Leibnitz 3, 289) erzählt: Als Karl 785 sein Lager an der Ocker aufgeschlagen, sei Widukind als Bettler verkleidet in Karls Lager gekommen. Es sei damals gerade Ostern gewesen, das der Kaiser durch Gottesdienst und Gang zum heiligen Abendmahl feierlich begangen habe. Unerkannt habe auch Widukind der feier beigewohnt. Nach dem Gottesdienst, als der Kaiser nach seiner Gewohnheit Gaben an die Armen theilte, habe auch Widukind die Hand aufgehoben, sei aber dabei an seinem krummen Finger erkannt worden. Als Karl ihn fragte, warum er als Bettler gekommen sei, habe er gesagt, daß er das Lager und das Heer habe sehen wollen. Weiter fragte der Kaiser: Was hast du gesehen? Widukind antwortete: Vorgestern (Charfreitag) sah ich dich traurig, heute aber habe ich euch fröhlich gesehen. Vor dem bedeckten Tisch stand einer mit Purpur bekleidet. Der nahm vom Tisch ein kleines, schönes und saubres Kindlein und steckte es einem nach dem anderen in den Mund. In Etliche wollte es ungern und weigerte sich dessen, aber in Etliche ging es mit Freuden. Darauf sprach Karl: Du hast viel mehr als wir Alle gesehen. Er deutete nun dem Widukind Alles und dieser wurde Christ. (Nach Rehtmeier, Braunschw. Lüneb. Chronik I, 48 ff. und Calvör, Saxonia inferior p. 149).

Die andere Sage kommt schließlich auf dasselbe hinaus, hat aber eine ganz andere Form. Sie findet sich bei Werner Rolefink de antiquorum Saxorum situ et moribus (bei Leibnitz 3, 626). Sie lautet:

\*) cf. auch Vita Mathildis bei Leibnitz I, 193.



„Als Karl durch seine Ermahnung, Widukind zum Glauben zu bringen, nichts vermochte, führte er ihn in die Kirche. Als er hier die Messe hörte, wurde er ganz ergriffen. Nach der Messe lud ihn Karl zu sich ein zu Tische und setzte ihm den Presbyter, der die Messe gelesen, zur Seite. Während sie aßen, fragte ihn der Kaiser, wie ihm das Mahl gefalle. Widukind antwortete: Mir gefällt es nicht, weil du diesen Räuber, der Niemand getödtet hat? Widukind: Ich sah, daß er ein schönes Kind in den Händen hatte, das er, nachdem er über ihm in die Hände geklatscht und es geküßt hatte, zerriß und aß.“

„Andere sagen, bemerkt Rosefinf weiter, daß Widukind heimlich die Kirche betreten habe, um zu sehen, ob der Gott der Christen auf dem Altar sei oder nicht. Als er ihn gesehen, habe er zu Karl gesagt: „Jetzt sehe ich, daß euer Glaube der wahre ist.“ Da sei er bekehrt und getauft und habe besonders die Mindensche und Osnabrücker Kirche reich dotirt, Alles verachtend, einem Mönch ähnlicher als einem Herzog.“

Was die letztere Bemerkung anbetrifft, so wird dem Widukind allerdings auch in der Vita Mathildis, im Auftrag Kaiser Heinrichs II. a. 1010 geschrieben (Leibnitz I, 193), das Zeugniß gegeben, daß die Bekehrung Widukinds eine aufrichtige gewesen sei. „Er wurde, heißt es, jetzt ein großer freund Christi und Karls und wie er ehemals die Christen verfolgt, so zog er jetzt die Irrenden zum Glauben heran und wie er ehemals als Verfolger aufgetreten, so wurde er nun um so wachsamere und ein Vorkämpfer des Glaubens. Schon damals war es sein sehnlicher Wunsch, die Kirchen wieder aufzubauen, die er im Unglauben einst zerstört hatte und wo er einst Gözenbilder hingestellt hatte, da errichtete er jetzt Bethäuser der Heiligen.“ (sanctorum collocavit oratoria).

Was dagegen die wunderbare Geschichte, die Widukind bei dem Anblick der feier des heiligen Abendmahls erlebt haben soll, betrifft, so trägt sie die Absicht, die sogenannte Transsubstantiations- oder Verwandlungslehre der katholischen Kirche zu verherrlichen, so deutlich an der Stirn, daß man zugleich auf ihre späte Entstehung einen sichern Schluß machen kann, denn die Verwandlungslehre ist als Kirchenlehre erst 1215 auf dem Lateranconcil proklamirt.

Als bestimmt anzunehmen ist, daß der Uebertritt Widukinds zur christlichen Kirche Viele aus seinem Volk zu einem gleichen Schritt bewogen hat und daß es dadurch ermöglicht wurde, was Einhart in seinen Jahrbüchern zum Schluß des Jahres 785 bemerkt: „Jetzt hatte diese hartnäckige sächsische Treulosigkeit ein Ende für einige Jahre“ — denn ganz beendet war der Krieg auch damals noch nicht.

Aber ein ganz gewaltiger Fortschritt in der Unterjochung des Landes und in der Christianisierung desselben war 785 geschehen. Die Chronisten

melden, unter anderen die Annales Quedlinburgenses ad annum 785: „Als sie (Widukind und Abbio oder Albio) getauft waren, wurde ganz Sachsen dem Karl als Herrn unterjocht“.

In dieser Stelle möge die bekannte Entsagungsformel sowie die übrigen bei den sächsischen Heidentansen üblichen Tauffragen ihrem Wortlaut nach mitgetheilt werden. Nach dem von Müllenhof und Scherer (Denkmäler deutscher Poesie und Prosa p. 153) festgestellten Text lauteten sie folgendermaßen:

Forsachistû diobole? Entsagest du dem Teufel?

ec forsacho diobole. Ich entsage dem Teufel.

end allum diobolgelde? Und aller Teufelsgilde?

end ec forsacho allum diobolgelde. Und ich entsage aller Teufelsgilde.

end allum dioboles uerereum? Und allen Teufelswerken?

end ec forsacho allum dioboles uerereum (and unordum, Thuner ende

Uuöden ende Saxnöte ende allum thēm unholdum thē hira genötas sint).

Und ich entsage allen Teufelswerken (und Worten, Donar, Wodan und Sagnet und allen den Unholden, die ihre Genossen sind).

Gelobistû in got alamehtigan fader? Glaubst du an Gott, den allmächtigen Vater?

Ec gelöbo in got alamehtigen fader. Ich glaube an Gott den allmächtigen Vater.

Gelobistû in Crist gotes suno? Glaubst du an Christus, Gottes Sohn?

ec gelöbo in Crist gotes suno? Ich glaube an Christus, Gottes Sohn.

Gelobistû in hälogan gäst? Glaubst du an den heiligen Geist?

ec gelöbo in hälogan gäst. Ich glaube an den heiligen Geist.

Auch der König Karl selber erblickte in der Taufe Widukinds das letzte Siegel der erfolgten Unterjochung des Sachsenlandes. Wahrscheinlich gleich noch von dem eben unterjochten Sachsenland aus sandte er Gesandte mit einem Schreiben an den Papst Hadrian, worin er nicht nur dem Papst für seine Fürbitte dankt, sondern ihm auch Geschenke ankündigt, wie er sie für jetzt in Sachsen habe austreiben können, hofft aber im Stande zu sein, ihm bald bessere senden zu können (Perz, Legg. II., 550). Als Widukind getauft war, ging im Auftrag Karls ein zweiter Abgesandter, der Abt Andreas von Euzeil nach Rom, der vielleicht nähere Mittheilungen über die erfolgte Christianisirung machte, zugleich aber den bestimmten Wunsch des Königs aussprach, es möchte für den großen Sieg ein Dankfest angeordnet werden (Cenni, Monumenta dominationis pontificae I, 461). Gern ging Hadrian auf diese Bitte ein und verordnete für den 25., 26., 28. Juni 786 ein Dankfest in der ganzen Christenheit. Um solch eine allgemeine Feier der ganzen Christenheit möglich zu machen, schreibt Hadrian an Karl entschuldigend, habe er den Termin für dieselbe so spät hinausgerückt.

Der Papst selber aber preist Gott, weil er die heidnischen Völker zum wahren Glauben bekehre und der Herrschaft Karlo unterwerfe. (cf. Sigurd Abel, Jahrbücher des fränkischen Reichs I, 410 ff.).

### § 8. Der Charakter der fränkischen Missionsarbeit und ihre Erfolge.

Allerdings ist es kein Wunder, daß die Christianisirung mit der Unterjochung des Volks so außerordentlich schnelle Fortschritte machte, wenn wir bedenken, welche Gewaltmittel angewandt wurden, um mit unachsichtlicher Strenge das Heidenthum auszurotten. Der deutlichste Beleg für die drakonische Strenge liegt vor uns in dem Capitular von Paderborn von 785, welches Bestimmungen Karls des Großen für das Land der Sachsen traf. Es ist uns diese Verordnung in den Jahrbüchern des Einhart aufbewahrt, deren Hauptinhalt hier folgen möge. Es heißt da:

Nr. 3. Wenn einer gewaltsam in die Kirche dringt und raubt oder stiehlt, soll sterben.

Nr. 4. Wenn einer das heilige 40tägige Fasten aus Mißachtung des Christenthums nicht hält und Fleisch isst, so sterbe er des Todes.

Nr. 6. Wenn einer glaubt, ein Mann oder eine Frau sei eine Hexe und esse Menschen, und sie darum verbrennt und ihr Fleisch zum Essen giebt oder es selbst isst, soll sterben.

Nr. 7. Wenn einer einen Todten mit Feuer verbrennt, der soll sterben.

Nr. 8. Wer sich im Volk der Sachsen ungetauft verstecken will und nicht zur Taufe kommt und Heide bleiben will, der soll sterben.

Nr. 9. Wer einen Menschen dem Teufel opfert und ihn nach heidnischer Weise den bösen Geistern als Opfer darbringt, soll sterben.

Nr. 15. Zu jeder Kirche sollen die zu ihr gehörigen Gaubewohner einen Hof und 2 Hufen (mans) Landes geben und auf je 120 Menschen, Adlige, Freie und Liten, sollen sie der Kirche einen Knecht und eine Magd zutheilen.

Nr. 17. Alle sollen den Zehnten ihres Vermögens und ihrer Arbeit den Kirchen und Priestern geben.

Nr. 19. Alle Kinder müssen innerhalb eines Jahres getauft werden. Wer das nicht thut, zahlt als Adliger 120, als Freigeborner 60, als Lite 30 Schillinge an den Schatz.

Nr. 21. Wer an Quellen oder Bäumen oder in Hainen ein Gelübde thut oder etwas nach heidnischem Brauch darbringt und zu Ehren der bösen Geister speist, hat als Adliger 60, als Freigeborner 30, als Lite 15 Schillinge zu zahlen.

Gewiß sind einzelne Bestimmungen in diesem Capitular durchaus gerechtfertigt, andere aber wie die Todesstrafe, die auf Nichtachtung der Fasten und auf die Taufverweigerung gesetzt war, allem christlichen Gefühl und Geist völlig zuwider. Unter diesen Umständen mußte allerdings gar bald ein „Kirchhofsfrieden“ erreicht werden, aber in den Herzen der Sachsen flammte der Groll aufs neue auf, besonders als sie durch diese Verordnung von 785 gezwungen wurden, den Zehnt von den Ertragnissen ihrer Arbeit an Kirche und Priester abzugeben. Das wurde von ihnen als ein neues Zeichen schmachvoller Knechtschaft betrachtet und es diente dazu, ihnen die Religion, welche von einer solchen Anordnung begleitet war, noch verhaßter zu machen.

von Hohenberg (Diöcese Bremen Thl. 3,5) theilt uns eine Urkunde Karls des Großen vom 14. Juli 788 mit, worin derselbe die Diöcese Bremen erweitert und begrenzt.\*) Darin heißt es u. a. wörtlich: „Darum mögen alle Gottgetreuen wissen, daß wir den Sachsen, die ob der Hartnäckigkeit ihres Unglaubens unsren Vorfahren stets unbezwingbar wider Gott selbst und wider uns sich empörten, bis wir sie mit seiner, nicht mit unsrer Kraft, sowohl in Kriegen überwandten, als zur Gnadengabe der Taufe mit Gottes Zustimmung hinleiteten, ihre frühere Freiheit wiedergeschenkt und von allem uns schuldigen Zins losgesprochen und sie um der Liebe dessen willen, der uns den Sieg gegeben hat, ihm als seine Zinsleute und Unterthanen andächtiglich zugewiesen haben, auf daß sie, die sich bisher weigerten, das Joch unserer Herrschaft zu tragen, nunmehr (Gott sei Dank!) sowohl durch die Waffen als durch den Glauben besetzt, unsrem Herrn Jesu Christo und seinen Priestern von allen ihren Heerden und ihren Früchten und ihrem ganzen Landbau und ihrer ganzen Viehzucht Zehnten zahlen und zwar sowohl die Armen als die Reichen.“

Ob die Sachsen diese Verordnung als eine Wiedererlangung ihrer früheren Freiheit angesehen haben und ob sie nicht viel lieber den schuldigen Zins gezahlt hätten, statt den Zehnten zu geben, muß in Bezug auf das erstere stark bezweifelt werden. Gewiß war ihnen, besonders soweit es die Armen betraf, die Zahlung des Tributs leichter geworden, als den Zehnten zu geben von ihrem verwüsteten Land. Es ist also auch das Lob, welches die Quedlinburger Annalen ad a. 805 dem Kaiser Karl geben, daß er die Sachsen mit ihrer alten Freiheit beschenkt habe und sie, um dieselben beim katholischen Glauben zu erhalten, von allem Tribut

\*) Nach Simson in den Jahrbüchern des deutschen Reichs 310 fl. soll die wirkliche Gründung des Bisthums Bremen freilich erst 805 erfolgt sein. Die hier genannte Urkunde selber wird von den Historikern fast einstimmig für unächt erklärt. cf. Sigurd Abel Jahrbücher des fränk. Reichs 1,485, indeß der hier citirte Theil der Urkunde entspricht durchaus den thatsächlichen Verhältnissen.

befreit habe, ein sehr zweifelhaftes. Waren die Mittel, die Karl anwandte, um das Christenthum in die Herzen der Sachsen zu pflanzen, schon im Allgemeinen oft höchst bedenklicher Art, so war es dies Mittel, mit dem er für die dauernde Einbürgerung des Christenthums sorgen wollte, noch ganz besonders.

Es hat übrigens bereits zu jener Zeit durchaus nicht an Bedenken gefehlt gegen diese Art und Weise, Mission zu treiben. In erster Linie war es der treue, kenntnißreiche und fromme Rath des Kaisers, der Abt Alcuin, welcher damals sozusagen Minister der öffentlichen Angelegenheiten im fränkischen Reich war, welcher seine gewichtige Stimme dagegen erhob. So schrieb er an den kaiserlichen Kammerherrn und Schatzmeister Maginfried in Bezug auf die Mission unter den Sachsen: „3 Dinge müssen zusammenkommen, die Verkündigung des Glaubens, die Mittheilung der Taufe und die Darstellung der Gebote des Herrn. Ohne das Zusammenkommen dieser 3 Stücke könne der Zuhörer nicht zum Heil geführt werden. Der Glaube aber sei etwas freiwilliges, nichts Erzwungenes. Zur Taufe könne man Einen wohl zwingen, aber das nütze für den Glauben nichts. Der erwachsene Mann müsse für sich selbst antworten, was er glaube oder verlange und wenn er auf heuchlerische Weise den Glauben bekenne, könne er das Heil nicht wahrhaft erlangen. Daher müßten die Prediger der Heiden das Volk auf eine freundliche und kluge Weise im Glauben unterrichten. Nicht aus Gewinnsucht, sondern nur aus Liebe zum Herrn sollte, wie es die Apostel gethan hätten, das Evangelium dabei verkündigt werden, wie der Herr selber geboten: „Umsonst habt ihr es empfangen, umsonst gebt es auch.“ Wenn man es sich angelegen sein ließe, das sanfte Joch und die leichte Last Christi dem hartnäckigen Volk der Sachsen zu verkündigen, wie man es sich angelegen sein ließe, den Zehnten von ihnen einzutreiben, oder die geringste Uebertretung der auferlegten Satzungen zu strafen, so würden sie vielleicht die Taufe nicht verabscheuen.“

Aber auch gegen den Kaiser selbst sprach sich Alcuin über dessen Verfahren scharf und freimüthig aus. „Man möge,“ sagt er, „einige Zeit von den Drohungen ablassen, damit die Sachsen nicht in ihrem feindlichen Sinn gegen das fränkische Reich und gegen die christliche Kirche sich verhärten und in irgend einen Vergleich sich einzulassen fürchten möchten, sondern in der Hoffnung erhalten würden, bis sie sich durch heilsamen Rath zum Frieden zurückführen ließen. Er warnt ferner, die Wuth der Sachsen nicht auf's äußerste zu reizen und größere Theile der christlichen Kirche durch einen etwaigen erfolgreichen Widerstand der Sachsen in Gefahr zu bringen als der Gewinn für die Kirche betragen würde, wenn die Sachsen christlich würden. Ebenso mißbilligt er endlich die grausame Maßregel jener Versetzung von 10000 Sachsen aus dem Gau Wigmodi nach Franken,

die wir bereits oben erwähnten, da die Vertriebenen bessere Christen gewesen seien als die zurückbleibenden. (Neander, Kirchengeschichte. Gotha 1864, 5, 97 ff.).

Indeß der Kaiser Karl war es nicht allein, der durch seine wenig vom christlichen Geist durchdrungenen Maßnahmen die Annahme des Christenthums seitens der Sachsen erschwerte: es fehlte auch nicht an groben Mißständen und Fehlern, die sich die Verkündiger des Evangeliums vielfach zu Schulden kommen ließen.

Ein starker Fehler war es schon, daß sie, wie mir es scheint, nicht überall der Landessprache mächtig waren, sodaß sie entweder durch Dolmetscher reden mußten oder doch vielfach völlig unverständlich blieben. Die angelsächsischen Missionen, die über's Meer kamen und in Utrecht (Trajectum) ihren Stützpunkt hatten, um von dort her in die westlichen Theile von Sachsen und in Friesland einzudringen, sprachen sicher eine ganz andere Sprache als die ihnen allerdings stammverwandten Sachsen und es ist gewiß unrichtig, wenn im Leben des heiligen Suibert (Leibnitz 2, 226) gesagt wird, „weil diese Priester alle von England, vom Geschlecht der Friesen und Sachsen, stammten, konnten sie das Evangelium in deutscher Sprache verkündigen“. Es liegt vielmehr nahe, den gegen-theiligen Schluß zu machen, wenn wir z. B. im Leben des heiligen Lindger von Altfried lesen, daß sich die westlichen Sachsen und die an sie angrenzenden 5 friesischen Gaue, die sich der fränkischen Herrschaft 785 unterworfen hatten, bestimmen ließen, den christlichen Glauben anzunehmen unter der Bedingung, daß ihnen zum Unterricht ein Lehrer gegeben würde, dessen Sprache sie verstehen könnten. Aus diesem Grund wurde damals von Alcuin der heilige Lindger für jene Gegend als Bischof empfohlen. In Anbetracht der thatsächlichen Mißstände, die in dieser Beziehung bei der Mission obwalteten, ließ Karl der Große 813 in den von ihm berufenen Reformsynoden ernstlich darauf dringen, daß allenthalben dem Volk die Predigten und Homilien in seine Sprache übersetzt würden, damit es dieselben verstehen könne. (Harzzeitung 1885, 291).

Verhängnißvoll wurde ferner oft der blinde Eifer mancher Missionare, der sie trieb zur Vernichtung der heiligen Stätten der Heiden überzugehen, ehe noch die Predigt des Evangeliums in den Herzen der Hauptmasse des Volks irgendwelche Wurzel geschlagen hatte. So lesen wir im Leben des heiligen Willehad (Perz 2, 381 ep. 4), der e. 770 in Sachsen wirkte: „Als Willehad nach Thrianta (Gau Drente) kam, predigte er das Wort Gottes und eine große Menge Heiden glaubte und empfing die Taufe. Als er länger an dem Ort verweilte, suchte er die noch nicht zum Glauben gekommenen (non credentes) zu unterrichten und die Gläubigen auf dem Weg der Wahrheit zu stärken. Die Meisten begannen dem guten Leben des Lehrers zu folgen und die heidnischen Irrthümer zu hassen und die christliche Religion, zu der sie sich bekannten, mit aufrichtiger Ehrfurcht zu verehren. Daher kam es, daß einige seiner Schüler, vom heiligen

Eifer getrieben, anfangen, die Heiligthümer (tana), welche ringsum nach heidnischer Art errichtet waren, umzustürzen und zu vernichten. Hierauf stürzten sich die Barbaren, welche bis dahin noch ungläubig gewesen waren, von furchtbarer Wuth entbrannt plötzlich auf sie mit der Absicht, sie zu tödten und schlugen den Diener Gottes (Willehad) mit Knütteln nieder. Auch stürzte einer von ihnen auf den Diener Gottes, um ihm den Kopf abzuschlagen. Aber der selige Mann hatte zu der Zeit eine Reliquiencapsel am Hals hängen. Als der Hieb auf den Hals herniederfuhr, schlug er zwar den Capselriemen zum Theil durch, ihr selbst aber konnte er in keiner Weise verwunden. Durch dies Wunder erschreckt, ließen ihn die Heiden mit seinen Genossen unverletzt seines Weges ziehen.“

Ähnlich machten es später (in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts) die christlichen Priester in der Nähe von Lübeck bei Gelegenheit der Bekehrung des Pribislaw. Aus eigener Anschauung erzählt darüber Helmsold, Chronik der Slaven 1, 83: „Als wir in den Wald und an einen Ort der Unheiligkeit kamen, ermahnte uns der Bischof, daß wir tüchtig daran gehn möchten, den Hain zu zerstören. Er selbst sprang vom Pferde und zerschlug voll Eifers die ausgezeichnet verzieren Vorderseiten der Thore. Darauf traten wir in den Hof und häuften alle Säune desselben um jene heiligen Bäume herum auf und machten einen Scheiterhaufen, den wir anzündeten, jedoch nicht ohne Besorgniß, von den Eingeborenen überfallen zu werden. Allein Gott schützte uns.“

Ebenso sehen wir an Lebuin, der zur Zeit der ersten Feldzüge Karls (Huebaldi vita S. Lebuini bei Perz 2, 360 fl.) in Friesland und Sachsen wirkte, wie den Verkündigern des Evangeliums der nöthige Takt und die kluge Besonnenheit zuweilen gar sehr mangelte. Als seine christlichen Stiftungen in Friesland durch Heiden zerstört wurden, beschloß er, nun erst recht der Gefahr entgegenzugehen und wandte sich daher mehr nördlich in's Sachsenland an der Weser, wo er bei einem angesehenen Mann, Folcbert, Aufnahme fand. Von hier aus begab er sich, vergeblich von seinem Gastfreund gewarnt, nach Marklo (wahrscheinlich in der Grafschaft Hoya gelegen), wo eine Versammlung der Sachsenstämme stattfand. Hier trat er muthig, ja tollkühn, mit der Predigt des Evangeliums auf, aber dabei so selbstbewußt und unklug, daß er beinahe sein Leben einbüßte. „Ich bin“, sagte er, „der Bote des allmächtigen Gottes und bringe euch seinen Befehl. Wollt ihr den Glauben annehmen, so wird euch Gutes widerfahren, wenn nicht, so wißt, daß der König des Himmels einen starken, klugen und strengen König bestellt hat, der in der Nähe ist, der eure wilden Herzen weich machen wird. Der wird euer Land angreifen, verwüsten mit Schwert und Brand, eure Weiber und Kinder als Sklaven

vertheilen und die Zurückbleibenden mit schmachvoller Knechtschaft belasten". — Da erhoben die Heiden ein wildes Geschrei und riefen: „Das ist jener Versführer, der Feind unserer Heiligthümer und unseres Vaterlandes. Möge er mit seinem Blut büßen.“ Schon riß man Pfähle aus der Erde, um auf Lebuhn einzustürmen, als er durch die dringenden Vorstellungen eines Mannes, Namens Buto, noch im letzten Augenblick gerettet wurde, indem jener seine Volksgenossen beschwor, doch den Lebuhn als Gesandten des höchsten Gottes ebenso unverletzt wieder seines Wegs ziehn zu lassen, wie sie es bei jedem andern Gesandten thun würden.

Leider gaben auch die Priester selber nicht immer ein christliches Beispiel. Während die einen von hoher Begeisterung für ihren Beruf erfüllt waren, ließen es viele an Frömmigkeit und Sittenreinheit mangeln. Unbekümmert um den Erfolg ihrer Sendung lebten sie in Habgier und Genußsucht dahin, sodaß um ihretwillen der Name Jesu Christi gelästert wurde unter den Heiden. Wenn uns um's Jahr 752 der Zustand des Christenthums unter den Ostfranken durch Gregor II. in der Weise geschildert wird, daß gesagt wird, es gäbe christliche Presbyter, die dem Wotan opfern, an Opferschmäusen theilnahmen und dabei doch die christliche Taufe spendeten; wenn noch 748 Papst Zacharias zufolge von Berichten des Bonifatius zu sagen weiß von Presbytern, die den heidnischen Göttern Stiere und Böcke opfern und sich bei Todtenopfern betheiligten (Reitberg I, 526); wenn uns berichtet wird, daß in Bayern zur Zeit des Bonifatius ein der lateinischen Sprache unkundiger Priester getauft habe: *Baptizo te in nomine patria et filia et spiritu sancta* (!) (Ich taufe Dich im Namen Vaterland und Tochter und heiligen Geist!); wenn wir hören von mancherlei ehebrecherischen Priestern, die Bonifatius vor Gericht ziehen mußte, so können wir wohl annehmen, daß auch bei der so oberflächlichen sächsischen Mission gar manche böse Mißstände im Leben und Wandel der Priester mit unterliefen, indem sie sich zu sehr dem heidnischen Treiben accomodirten und oft genug das Ihre suchten, statt das Beste der ihnen anvertrauten Gemeinden.

Dennoch scheint trotz alledem seit 785 und besonders mit der Beendigung der Sachsenkriege 804 die Bekehrung des sächsischen Volkes auch in unserer Gegend ziemlich schnell von statten gegangen zu sein, was man unter anderem daran merken kann, daß bei Aufzeichnung des sächsischen Rechts, welche ca. 802 geschehen sein muß, das Asylrecht der Kirchen wieder aufgehoben werden konnte, ein Recht, was Kaiser Karl zur Hebung des geistlichen Ansehens vor nicht allzu langer Zeit erst eingeführt hatte.

Von den spätern sächsischen Aufständen und Kriegszügen nach 785 scheint unsere Gegend, außer von dem im Jahr 795, 797 und 798, wo Karl nach Einhart wieder das ganze Sachsenland durchzog, nicht stärker berührt



worden zu sein.\*) Dagegen fehlte es nicht an mannichfachen Belästigungen und Verfolgungen, denen die aufrichtigen Christen seitens der heimlichen Heiden ausgesetzt waren. Zum Jahr 795 berichtet der Annalista Sazo: „Die Sachsen verlassen den christlichen Glauben und empören sich wieder.“ Mancher mag damals auch in unserer Gegend wieder abgefallen sein. Unter den standhaften Christen am Harz soll nach Schumann (Missionsgesch. p. 61) ein Mann in dem eingegangenen Dorf Groß-Orden bei Quedlinburg, Amalung, flüchtig geworden sein vor dem Jorn seiner Landsleute. Er sei nach dem Kloster Fulda gegangen, wo er Schutz gefunden und vom König für seine Verluste ein Landgut erhalten habe. Der oben genannte Fürst der Ostfalen, Hessi, dagegen vertheilte, nachdem ihm sein einziger Sohn in der Blüthe der Jahre gestorben war, seine reichen Besitzungen an seine Töchter und wurde Mönch in Fulda, wo er kurz nach dem Frieden zu Selz 804 starb. Während diese Angaben über Hessi in der Vita S. Liutburgae c. 1, 2 (bei Perz 4) ihre historische Begründung finden, läßt sich für die Behauptung Schumanns, daß jener Amalung aus Groß-Orden gestammt habe, kein gewichtiges Zeugniß anführen. Sie beruht wohl auf demselben Irrthum wie die Annahme Schumanns, daß Hiddi der Vater Hessis gewesen sei.

## § 9. Die Gründung des Bisthums Halberstadt im Harzgau und sein erster Bischof Hildegrim.

Von der allergrößten Bedeutung für die Christianisirung unserer Gegend wurde die Errichtung des Bisthums Halberstadt, das eines der größten, vielleicht das größte der deutschen Bisthümer, werden sollte. Wie wir bereits oben erwähnten, soll dasselbe bereits 781 errichtet sein und zwar zu Seligenstadt. Erst später sei es dann nach Halberstadt verlegt. Als erster Bischof aber wird Hildegrim genannt.

Indeß daß diese Annahme bezüglich der Gründungszeit des Bisthums falsch ist, ist als sicher anzunehmen. Um diese Zeit konnte man noch nicht einmal in den westlichen Theilen Sachsens daran denken, eine bischöfliche Verfassung einzurichten, geschweige denn in den kaum erschlossenen östlichen Gegenden. So wird im Leben des heiligen Willehad (Perz 2, 380) cp. 8 erzählt, daß 785 Willehad zum Bischof für Wigmodien, Lara, Riustri, Afterga, Nordendi, Wanga geweiht sei, nachdem er schon 779 (cp. 5) daselbst in königlicher Vollmacht Kirchen errichtet und eine Reihe Presbyter

\*) Nach Herrn Gymnasialoberlehrer Lindecke (Harzzeitachr. 1885, 360) wäre unsere Gegend durch die seit 785 noch folgenden 9 sächsischen Aufstände besonders heimgesucht. In den von mir benutzten und oben näher angegebenen Quellen habe ich nichts gefunden, was für diese Behauptung spräche.

(wie es scheint der am meisten übliche Amtsname für die Missionsprediger jener Zeit) eingesetzt hatte. Jene Gegend war also schon ziemlich christianisirt. Und doch wird gleich hinterher bezüglich der Bischofsweihe des Willehad bemerkt: „Das war so lange aufgeschoben, weil das Volk dem göttlichen Glauben widerstehend einige Mal sich kaum bewegen ließ, Presbyter bei sich zu dulden, geschweige denn durch bischöfliche Autorität sich regieren ließ. Aus diesem Grund verweilte er 7 Jahre früher in derselben Parochie als Presbyter, obschon er zum Bischof bereits berufen war, alles so gut er vermochte mit der Machtvollkommenheit eines Vorstehers (praesidentis) ordnend.“

Wenn daher die Chronisten melden, daß Hildegim schon 781 zum Bischof von Seligenstadt erwählt sei, so könnte das nur so zu verstehen sein, daß er schon 781 für später als solcher in Aussicht genommen sei. Indeß es ist kaum anzunehmen, daß schon um diese Zeit Hildegims Person auch nur in Aussicht genommen ist. Da er ca. 748 geboren sein soll, so würde er erst ein Mann von 33 Jahren gewesen sein. In solchem Alter aber wird für solchen schwierigen Posten, wie der in Ostsachsen war, schwerlich ein Geistlicher schon zum Bischof erwählt sein.

Ueberhaupt herrscht in Bezug auf die bischöfliche Organisation des christianisirten Sachsenlandes an Geschichtsquellen nicht nur ein großer Mangel, sondern auch eine große Unzuverlässigkeit der Angaben, die zur größten Vorsicht mahnt.

Das Chronicon Quodlinburgense berichtet, daß Karl 781 Sachsen unter Bischöfe vertheilt und die Grenzen der Diöcesen festgestellt habe (et terminos episcopis constituit). Der noch jüngere Annalista Saxo dagegen weiß sogar schon genau zu sagen, daß das sächsische Land in 8 Bistümer 781 eingetheilt sei, die Karl schon damals bestimmt abgegrenzt habe, nemlich Bremen, Halberstadt, Hildesheim, Verden, Paderborn, Minden, Münster, Osna brück. Aber ganz abgesehen davon, daß die hier gegebene Reihenfolge schwerlich die wirkliche Reihenfolge der Entstehung angiebt, indem Halberstadt nach der ganzen historischen Entwicklung der Christianisirung Sachsens gewiß nicht an zweiter, sondern vielmehr an letzter Stelle zu nennen wäre, — ist auf diese Angaben nichts zu geben, da sie der ganzen historischen Situation durchaus widersprechen, wie ich soeben durch den Hinweis auf die Stelle aus dem Leben des heiligen Willehad zu erhärten versucht habe.

Dagegen ist wohl anzunehmen, daß Karl, je näher der Zeitpunkt der völligen Christianisirung Sachsens rückte, sich über die kirchliche Organisation des Landes bereits klar war und daß somit auch bereits 781 das Bisthum Halberstadt für die Ideen Karls sozusagen auf der Karte fertig war.

War doch bis 781 der größere Theil von Sachsen mehr oder weniger schon Karl unterthänig und war es doch nur noch eine Frage der Zeit, bis die widerwilligen Sachsen unter das fränkische Joch gebracht wurden. Warum sollte da Karl nicht auch für den letzten noch nicht ganz unterworfenen und noch wenig dem Christenthum erschlossenen Landstrich seine Dispositionen schon im Voraus getroffen haben? Wird es denn nicht heute bei den Colonialerwerbungen bezüglich noch nicht erschlossener Länder ebenso gemacht, daß schon vorher über das Land Dispositionen getroffen werden, ehe dasselbe noch vollständig in den Händen seiner Besitzer ist? Die Kirche zu Seligenstadt bildete den Anfang für die christliche resp. bischöfliche Organisirung des neuen Bezirks, die wirkliche Organisation kam später in dem Maße, wie das Christenthum und die Eroberung vorwärts schritt.

Wenn daher die sächsischen Quellen, voran der Annalista Saxo, dessen Bericht als der eines Landeskundigen für uns von besonderem Werth ist, sagen, daß der auf Befehl des Papstes Hadrian zum Bischof ernannte Hildegrim, auf Anstiften der göttlichen Gnade sogleich in demselben Jahre (seiner Erwählung 781) den Bischofssitz von Seligenstadt in die „Halberstadt“ genannte Stadt verlegt habe“, so liegt hier allem Anschein nach eine Verwechslung vor, aber zugleich eine indirecte Bestätigung jener oben besprochenen Verlegung der Osterwiecker resp. Seligenstädter Kirche vom Gütchenberg nach der Ebene an der Ilse vor, indem der Annalst diese örtliche Verlegung der ersten Kirche mit der angeblichen Verlegung des Bischofssitzes nach Halberstadt verwechselte.

Ob nun Hildegrim wirklich der erste Bischof von Halberstadt resp. Seligenstadt gewesen ist, das ist eine Frage, über die schon so viel geschrieben ist, daß man beim Lesen der sich einander widerstreitenden Ansichten ganz rathlos wird. Die einen leugnen, daß er überhaupt je Bischof von Halberstadt gewesen ist, sondern nur in Châlons-sur-Marne, die andern (extrait de l'histoire du Diocèse de Châlons-sur-Marne par dom. François 1780. Manuscript des bischöflichen Archivs in Châlons) leugnen, daß er je in Châlons Bischof gewesen, sondern behaupten, er sei es nur in Seligenstadt resp. Halberstadt gewesen.

Die Quedlinburger Annalen berichten zum Jahr 781, daß das in Seliganstedi errichtete Münster (monasterium) dem catalaunischen Bischof Hildegrim zur Verbesserung und Erweiterung von Karl dem Großen anbefohlen sei, während Chietmar von Merseburg † 1018 (bei Leibnitz 2,362) einfach meldet, daß der catalaunische Bischof Hildegrim 47 Jahre lang der erste Rektor der Halberstädter Kirche gewesen. Der Annalista Saxo erzählt schon etwas eingehender ad a. 781: „Als Karl weit und breit nach einem treuen und klugen Verwalter (des Klosters!) in Salingenstide gesucht, den er über die Hausgenossenschaft Gottes setzen könnte, um ihr Speise zur rechten Zeit zu geben, bestimmte er zu diesem Amt auf Befehl des römischen

Papstes Adrian den heiligen Hildegrim, den catalaunischen Bischof, welcher von heiligen Eltern entsprossen und der Bruder des heiligen Linders war.“

Es ist hier nicht der Ort, die ganze Streitfrage im einzelnen zu besprechen. Jedenfalls aber scheint das heute festzustehen, daß jener Hildegrim keine mythische Persönlichkeit für das Bisthum ist, wie ihn Rettberg in seiner Kirchengeschichte 2, 484 hinstellen möchte. (Vergl. hier auch Lindeke: „Die Anfänge des Bisthums Halberstadt“, Harzzeitshr. 1885, 353 fl.). Allerdings fehlt es uns völlig an direkten urkundlichen Quellen über die Wirksamkeit Hildegrims als Bischof von Halberstadt; nur als Bischof von Châlons wird er ausdrücklich von Alfried im Leben des heiligen Lindger bezeichnet. Eine Urkunde von Ludwig dem Frommen vom 2. September 814, die Hildegrim ausdrücklich als Bischof von Halberstadt nennt, ist hinsichtlich ihrer Echtheit zweifelhaft. So bleiben uns nur die Quellen der sächsischen Ueberlieferung, an deren Spitze die Annales Quedlinburgenses und Thietmar von Merseburg stehen. Sie sind einig in der Behauptung, daß Hildegrim zuerst Bischof von Seligenstadt gewesen, von wo er seinen Sitz später nach Halberstadt verlegt habe.

Von nicht geringerer Wichtigkeit für die vorliegende Frage ist die Thatsache, daß auch die französische Tradition in Châlons der Hauptsache nach die sächsische Ueberlieferung bestätigt. Im December vorigen Jahres wandte ich mich brieflich an den Herrn Bischof von Châlons-sur-Marne, um ihn um Auskunft über etwa vorhandene archivalische Quellen zu bitten. Mit größter Zuverlässigkeit wurde mir durch den Domherrn und Generalvikar Herrn Sammet im Auftrage des Herrn Bischofs unterm 25. Dec. 1887 Antwort ertheilt. Leider enthält sie nichts über ältere archivalische Quellen, welche dort auch gänzlich fehlen, wohl aber enthält sie eine Reihe von Auszügen aus französischen Schriftstellern, deren Arbeiten sich theils nur als Manuscript im bischöflichen Archiv vorfinden. Aus diesen Angaben geht dies mit Bestimmtheit hervor, daß die französische Tradition resp. die von Châlons darin mit den sächsischen Chronisten völlig einig ist, daß Hildegrim in der That Bischof von Seligenstadt resp. Halberstadt gewesen sei, nachdem er zuvor das Bisthum Châlons regiert habe. Nur eine einzige oben genannte Schrift leugnet, daß Hildegrim Bischof von Châlons gewesen sei. Doch sind die Gründe außerordentlich wenig stichhaltig. So sagt er, wenn Alfried im Leben des Lindger ihn als Bischof Catalaunensis bezeichne, so sei an das spätere Châlons nicht zu denken, während in der That nichts anderes als Châlons damit gemeint sein kann. Auch das nehmen die französischen Quellen fast alle an, daß das Bisthum bereits 781 in Seligenstadt gegründet, der Bischof selbst aber erst viel später eingesetzt sei und zwar 809, während er von 804 an Bischof von Châlons-sur-Marne gewesen

sei.\*) Die unter Nr. 3 und 5 der Anmerkung genannten Schriften betonen, daß das Bisthum wohl 781 errichtet sei, aber die Auswahl des Bischofs später stattgefunden habe. Da nun Nr. 1 und 2 ganz in Uebereinstimmung mit dem Annalista Saxo behaupten, daß der Papst Hadrian die Wahl Hildegims veranlaßt habe, so müßte derselbe spätestens 795 zum Bischof bestimmt sein, da Hadrian von 772—795 regierte, was freilich formell der Angabe, daß Hildegim in einer Urkunde vom 29. Juni 797 noch als Diaconus erscheint, widersprechen würde. — Herr Generalsuperintendent Nebe in Münster, der sich eingehend mit der Hildegimfrage beschäftigt hat, neigt laut brieflicher Mittheilung der Ansicht zu, „daß Hildegim bis 809 Bischof von Châlons gewesen, nach dem Tode seines Bruders Lindger die Abtei Werden a. d. Ruhr übernommen habe und dann Bischof von Halberstadt geworden sei, ohne in dem Ort oft zu weilen.“ Von seiner Wirksamkeit in Châlons sagt Beschefer in der unter Nr. 4 der Anmerkung bezeichneten Schrift wisse man nichts: „de iis, quae sanctus pontifex apud Catalaunos egit, silet Altfridus, silet historia, nostra monumenta.“ Alle französischen Quellen sind darin einig, daß er seit seinem Weggang von Châlons 809 nie wieder nach dort zurückgekehrt sei und jenes französische Manuscript von 1780 (Extrait de l'histoire du diocèse de Châlons-sur-Marne par Dom. François) bezeichnet die Annahme, daß Hildegim zugleich Bischof von Châlons und Halberstadt resp. Seligenstadt gewesen sei als „paradoxe que ne personne soutiendra“, ein Urtheil, das hier auf sich beruhen mag.

Mag es denn auch immerhin nicht so sicher und früh bezeugt sein, daß Hildegim Bischof von Seligenstadt resp. Halberstadt gewesen ist, wie es dagegen sicher bezeugt ist, sowohl durch Altfrid als durch jene vorhin erwähnten Zusätze zur Gallia Christiana Beschefers, der erklärt: „que Hildegim ait été évêque de Châlons, tous nos catalogues l'attestent“, so ist bei einer solchen merkwürdigen Uebereinstimmung der französischen und sächsischen Tradition wohl an der Thatsächlichkeit nicht zu zweifeln.

Inzwischen ist mir durch die Güte des bischöflichen Generalvicars Herrn Sannet in Châlons-sur-Marne eine Mittheilung zugegangen, welche die eben vorgetragene Ansicht über die Hildegimfrage in sehr erheblicher Weise zu stützen geeignet ist. Enthält jene Mittheilung auch nichts über die Person des Hildegim, so setzt sie doch außer allem Zweifel,

\*) Die begüglichten Quellen sind: 1. Ex serie historiae episcoporum Catalaunensium in rituale Catalaunensi anno 1776 inserta XXX. 2. Extrait des recherches chronologiques des évêques de Châlons-sur-Marne par . . . Tiérard (?) 1826. Manuscript. 3. Ex notis, quos manu sua addidit Galliae christianae Beschefer canonicus Catalaunensis 1773. 4. Extrait de l'histoire universelle de l'église catholique par l'abbé Rohrbacher 1840. 5. Gallia christiana.

daß zwischen Châlons-sur-Marne und Halberstadt so innige, uralte Beziehungen vorhanden waren, daß man sich dieselben nur erklären kann aus einer engen persönlichen Gemeinschaft zwischen beiden Orten.

Die genannte Mittheilung findet sich in der mir über sandten Semaine religieuse du Diocèse de Châlons-sur-Marne, samedi 25 février 1888, p. 351. Hier wird von einem Herrn Puisieux die Hildegrimfrage kurz besprochen und eine bisher völlig unbekannte Bemerkung aus einer Kirchenordnung der Kathedraalkirche zu Châlons mitgetheilt, die, aus dem 13. Jahrhundert stammend, als Manuscript sich in der dortigen Capitelbibliothek findet. Sie lautet: Feria II post dom. I quadrag. . . . Post sextam dicuntur quinque psalmi pro pastore, et pulsatur et fit commendatio, et Missa cantatur pro fratribus nostris de Alvestat sollempniter ad majus altare. Zu deutsch: „Am Montag nach dem ersten Sonntag in den Fasten nach der Setze werden 5 Psalmen für den Hirten (d. h. den Bischof) gelesen, es wird geläutet; es folgt die Anbefehlung (d. h. seine Seele wird Gott anbefohlen), und es wird gesungen die Messe für unsre Brüder von Alvestat in feierlicher Weise am größern Altar.“

Der Verfasser bemerkt, daß die Kirchenordnung, welche sich in der Bibliothek des großen Seminar finde und gleichfalls aus dem 13. Jahrhundert stamme, statt Alvestat Halvestadt lese.

Es ist sonach kein Zweifel, daß Halberstadt gemeint ist. Daß aber in der bischöflichen Kirche zu Châlons für die Brüder in Halberstadt Messe gelesen wurde, und zwar wie die Ueberschrift jener Ordo nach Herrn Puisieux besagt „von Alters her“ (hae sunt consuetudines Ecclesiae Cathalaunensis ab antiquis temporibus constitutae) spricht so deutlich wie nur irgend etwas dafür, daß zwischen beiden Orten eine ganz außergewöhnliche Verbindung von Alters her stattfand, die sich durch die bischöfliche Wirksamkeit des ehemaligen oder, wie es scheint, gleichzeitigen Bischofs von Châlons in Halberstadt, Hildegrim, leicht und allein erklärt, weil von Beziehungen zwischen Châlons und Halberstadt zu einer anderen Zeit als zur Zeit Hildegrims in der Geschichte überhaupt nie die Rede gewesen ist. Ausdrücklich sagt Herr Puisieux, daß diese Gebetsgemeinschaft mit einer fremden Kirche der einzige derartige Fall sei, der sich in der ganzen Ordo finde.

So wäre denn hiermit die Hildegrimfrage hinsichtlich ihrer sichern historischen Unterlage ein wesentliches Stück weitergerückt und der bloßen Sage ein definitives Ende gemacht.

Seit wann Hildegrim den bischöflichen Stuhl in Seligenstadt (Halberstadt) bestiegen hat, wird zunächst immer nur eine Vermuthung bleiben und darum ebenso die Zeit seiner Regierung, die von den sächsischen Chronisten auf 47 Jahre, von den französischen auf 18 Jahre angegeben wird.

Ebenso wird es bei dem jetzigen Stand der Dinge eine Unmöglichkeit bleiben, anzugeben, seit wann die Verlegung des kirchlichen Centrums für Ostachsen nach Halberstadt stattgefunden hat. Schwerlich ist Seligenstadt der wirkliche Sitz des Bischofs je gewesen, da seine Bedeutung für einen bischöflichen Stuhl wohl doch zu gering war. War es doch seit dem Concil zu Sardica zum Grundsatz erhoben, daß ein Bischofsitz nie in einem Flecken oder in einem kleinen Ort, sondern nur in volkreichen Städten angelegt werden sollte, damit der Name eines Bischofs nicht gering geachtet werde. (Neander, Kirchengeschichte 3, 341). Diese Vorschrift schärfte erst Papst Zacharias noch dem Bonifatius auf's neue ein. Dagegen ist es wohl möglich, daß von Seligenstadt aus die bischöfliche Gewalt so lange ausgeübt worden ist durch eine andere Person unter einem nicht bischöflichen Namen (vielleicht durch einen Presbyter), bis Hildegrim öffentlich als Bischof seinen Sitz in Halberstadt einnahm, was gewiß erst dann geschah, nachdem längst auch Halberstadt eine christliche Kirche hatte. Denn daß es seit 781, wo in Osterwieck die erste christliche Kirche entstand, bei dem sonst so schnellen Fortschritt der Christianisirung noch etwa Jahrzehnte sollte gedauert haben, ehe Halberstadt eine Kirche bekam, ist doch unmöglich anzunehmen. Jedenfalls hat die erste Kirchengründung in Halberstadt, das schon zu jener Zeit ein verkehrsreicher Ort gewesen sein muß, noch in den achtziger Jahren stattgefunden, während die Inthronisirung eines Bischofs auch hier aus ähnlichen Gründen, wie sie oben in jener Stelle aus dem Leben des heiligen Willihad genannt sind, noch auf eine längere Zeit verschoben wurde.

Sehen wir uns die Person des Hildegrim ein wenig näher an, so erfahren wir aus der Lebensbeschreibung des heiligen Lindger von Alfried, daß er ein Frieser von Geburt war und von einem der vornehmsten Geschlechter stammte. Sein Großvater Wursing, ein edler Mann schon als Heide, empfing mit seinem ganzen Hause die christliche Taufe. Sein Haus, in der Nähe von Utrecht, wurde bald zu einem Sammelpunkt der christlichen Missionare, die bei ihm aus- und eingingen, besonders Willibrord, der erste Bischof von Utrecht und Bonifatius. Von seinen beiden Söhnen, Nothgrim und Thiatgrim, wurde der letztere der Vater des Hildegrim, ebenso wie der Großvater desselben durch Glaubenseifer ausgezeichnet. Die Mutter des Hildegrim und des ältern Bruders Lindger sowie zweier Schwestern, Mechtild und Gerburge, war Liaburg. Von letzterer erzählt Alfried, cp. 6 (Perz 2, 406), folgende Geschichte: „Die Liaburg hatte eine Großmutter, die eine geschworene Feindin des Christenthums war. Diese war wüthend, daß ihre Schwiegertochter ein Mädchen gebar. Als Liaburg geboren war, schickte sie Schergen, die das Kind von der Mutter Busen rissen, um es zu tödten, ehe es noch die Mutterbrust genommen, weil es heidnische Sitte war, daß, wenn einer ein Kind tödten

wollte, es nur geschehen durfte, wenn es noch keine irdische Speise genossen hatte. Ein Knecht trug es zu einem Wassergefäß, um es zu ertränken. Aber das Mägdelein hielt sich mit beiden Armen an dem Rande des Gefäßes fest. Da kam eine Nachbarin, riß aus Mitleid dem Knecht das Kind aus der Hand und lief mit ihm in ihr Haus, schloß die Thür hinter sich zu und ging in ein Zimmer, wo Honig war. Von dem Honig strich sie dem Kind etwas in den Mund, den es sogleich hinunterschluckte. Inzwischen kamen die Schergen wieder, um den Befehl ihrer Herrin zu erfüllen, denn jene herrschte als wüthendes Weib (*furibunda*) im ganzen Haus ihres Sohnes. Die Frau aber kam den Schergen entgegen und sagte, daß das Kind Honig gegessen und zeigte ihnen, wie es noch die Lippen beleckte. Da gingen jene weg und die Frau ernährte das Kind heimlich, indem sie ihm Milch durch das Horn darreichte (d. h. indem sie es mit der Flasche aufzog). Auch die Mutter schickte heimlich der Frau, was dem Kind nöthig war, bis das wilde Weib gestorben war. Da erst nahm die Mutter ihr Kind wieder zu sich. Die Liasburg aber wurde Mutter von Lüdger und Hildegrim.“ Manche haben die Erzählung für eine Erdichtung gehalten, doch gewiß ohne Grund. —

Hildegrim soll ca. 748 geboren sein. Nach dem sächsischen Aufstand, 782, der die christlichen Pflanzungen in Friesland zerstörte, ging Hildegrim mit seinem Bruder Lüdger, dessen Schüler\*) er nach Altfried (lib. 1, ep. 18) war, auf 2 Jahre 6 Monate nach Rom. Hier lernte ihn der Papst Hadrian kennen, der seine spätere Ernennung zum Bischof veranlaßt haben soll. Von Altfried wird er später (lib. 2, 8) als Bischof von Châlons bezeichnet. Dort soll er nach den französischen Quellen seit 804 seines bischöflichen Amtes gewaltet haben. Nach dem Tode seines Bruders Lüdger wurde er Abt von Werden 809 und ist es wohl möglich, daß seit dieser Zeit seine Erhebung zum Bischof von Halberstadt datirt. Weiteres wissen wir aus seinem früheren Leben nicht.

Dem Hildegrim wird der Bau der ersten Domkirche in Halberstadt zugeschrieben und ihm im *Chronicon Halberstadense* ad. a. 854 (ed. Schatz p. 6), folgendes schöne Zeugniß ausgestellt: „Der heilige Hildegrim, ein würdiger Arbeiter im Weinberge des Herrn, des Tages Last und Hitze getreulich tragend, besorgte die ihm in seiner Parochie anvertrauten kirchlichen Angelegenheiten in gebührender Weise (rite). 55 Dorfkirchen hat er während seiner bischöflichen Verwaltung errichtet, außerdem die Kirche, welche von seinem Bruder, dem heiligen Bischof Linder angefangen war, vollendet, die der größern Kirche in der

\*) Diese Bezeichnung veranlaßt mich, Bedenken zu erheben, daß Hildegrim schon 748 geboren sei. Danach wäre er nur 2 Jahre jünger als sein Bruder und doch soll er dessen Schüler gewesen sein?



Stadt angebaut war und die er zur Ehre der seligen Märtyrer Johannes und Paulus weihte. Das ihm aufgelegte Amt verwaltete er gewissenhaft (congruenter), mit Rechtschaffenheit und Liebe zu Gott und dem Nächsten, mit einer Freigebigkeit, die über seine Kräfte ging, ja mit den Waffen jeglicher Tugenden ausgerüstet, als ein tapferer Streiter Christi über den bösen Feind allezeit triumphirend.“

Wir können uns wohl denken (auch wenn es uns nicht der Annalista Saxo ad. a. 809 ausdrücklich sagte, daß Hildegim dem wilden Volk der Sachsen das milde Joch Christi auferlegt habe), welche reichliche Arbeit Hildegim in seiner Diöcese vorfand und wie er seiner Zeit in erster Linie für die Verbreitung des Christenthums in unsrer Gegend gesorgt haben wird.

Welche die ihm zugeschriebenen 35 Kirchen es gewesen sind, deren auch der Annalista Saxo ad 827 gedenkt, ist mit Sicherheit nicht zu sagen.\*) Man ist geneigt, alle diejenigen Kirchen, welche dem heiligen Stephanus geweiht sind, in erster Linie auf Hildegim zurückzuführen. Indes ist das denn doch ein sehr bedenkliches Wagniß, mit solcher Schablone in der Hand die 35 Kirchen feststellen zu wollen. Denn mag auch manche der ersten Kirchen unsrer Gegend und im Bisthum Halberstadt überhaupt dem heiligen Stephanus, dem Stiftspatron, geweiht worden sein, so ist doch durchaus kein Grund vorhanden, alle Stephanuskirchen ohne weiteres als die ältesten Gründungen zu bezeichnen, da in jener Zeit eine ganze Reihe anderer Kirchen heiligen Längst im Gebrauch war. Niemann in seiner Geschichte Halberstadts (erster Theil 1828 pag. 18) vermuthet, daß folgende Kirchen zu den ältesten Kirchen zu rechnen seien: Markt Alvensleben, Aschersleben, Eschenrode, Hadmersleben, Oschersleben, Schöningen, Schöppenstedt, Seehausen, Wanzeleben, und Wittingen. Schumann (Missionsgeschichte p. 80) fügt dieser Zahl noch folgende Stephanuskirchen hinzu: Osterwieck, Helmstedt, Groß Ottersleben, Calbe a. d. Saale, Langenweddingen. Danach könnte man auch die Schloßkirche zu Hornburg hinzurechnen, weil nach den Annalen von Pöhlde ad a. 1149 hier eine dem heiligen Stephan geweihte Kapelle bestand, „ein verächtlicher Bau, den Bischof Rudolph von Halberstadt mit einem neuen und zierlicheren vertauschte.“ Leibrock (Chronik von Blankenburg, p. 46) rechnet zu den 35 Kirchen auch die Catharinenkirche zu Blankenburg, wohl schwerlich mit Recht, da die Verehrung der

\*) Ein grober Irrthum findet sich in Behrens's Leben des heiligen Ludger, wo pag. 69 als Quelle, daß Hildegim 35 publicae ecclesiarum parochiae errichtet habe, die Origines Guelficae 4, 414 angegeben werden. In dieser Stelle aber ist gar nicht von Hildegim die Rede, sondern von einer viel späteren Zeit, nemlich von einer Urkunde vom Jahre 1050, wo von einer Schenkung der Grafschaft des Bruno an den Altar S. Mariae in Hildesheim gehandelt wird.

heiligen Catharine in Deutschland zu dieser Zeit noch nicht bekannt war. Ebenso ist es nichts als eine schwerlich begründete Vermuthung, wenn Stübner (Merkwürdigkeiten des Harzes p. 428) annimmt, daß die ehemalige Jacobus minor geweihte Kirche zu Stiege im Harz im Anfang des 9. Jahrhunderts erbaut worden sei.

Auch die von Stübner erwähnte Selke Kirche, welche zu dem wüsten Dorf Silkanwede gehörte und an den Quellen der Selke zwischen Stiege und Güntersberge belegen war, läßt es sehr zweifelhaft erscheinen, ob sie aus der ersten Zeit der Kirchengründungen unsrer Gegend stammt. Nach den mir gütigst mitgetheilten Resultaten der Ausgrabungen, die Herr Kreis-Baumeister Brinckmann angestellt hat, weist die Selke Kirche, deren Grundmauern vollständig wieder aufgedeckt sind, den romanischen Baustyl mit eckiger Apsis auf.

Die eckigen Apsiden aber gehören nachweislich erst einer späteren Zeit an, es müßten denn im vorliegenden Fall, wie Herr Brinckmann allerdings vermuthet, ganz besondere Umstände (schlechtes Baumaterial!) eine Abweichung von der damaligen Regel veranlassen haben.

Immerhin wird diese Kirche allerdings eine der ältesten auf dem Harze gewesen sein, wo das Vordringen des Christenthums einer späteren Zeit angehört, als es im offenen Lande der Fall war.

Nach der Chronik von Winnigstedt in Caspar Abels ungedruckten Chroniken p. 259 soll Hildegim den fünften edeln Herrn von Uscaenien, Namens Beringer, der ein Schwager Widukinds gewesen sein soll, am Osterabend 781 zu Halberstadt getauft haben und Karl der Große Taufzeuge dabei gewesen sein. Indes die ganze Erzählung ist wohl weiter nichts als eine Sage ohne wirklichen historischen Grund und Boden.

In seinen Mußestunden lebte Hildegim dem wissenschaftlichen Studium. Eine Handschrift von ihm in der Klosterbibliothek zu Werden a. d. Ruhr, die Homilien des heiligen Gregor von Utrecht über den Ezechiel enthaltend, ist uns als ein Andenken an seine theologische Thätigkeit erhalten worden.

Nach dem einstimmigen Zeugniß der Geschichtschreiber ist er am 19. Juni 827 gestorben und in Werden begraben.

Wiederholt hat man Hildegim zu einem Heiligen machen wollen. Das *Chronicon picturatum* von Botho (Leibniß 2, 288 fl.) versteigt sich zu der ausdrücklichen Behauptung: „Hildegim is nach sunte Steffen eyn hovethere unde hört in dat sticht to Halverstadt.“ Allerdings spricht der *Annalista Saxo* ad a. 827 von ihm als dem heiligen Hildegim und die aus dem 12. Jahrhundert (bei Perz II, 424) stammenden Verse aus der vierten Citanei der Schüler des heiligen Ludger besagen bezüglich Hildegims:

qui quamvis Werthinae sit conditus corpore,

Halverstadis tamen sit patronus,

indes selbst die älteren Hollandisten erklären, daß es nicht gewiß sei, ob

Hildegrim wirklich sanctus oder nur beatus zu nennen sei. Wie mir Herr Gymnasialdirektor Dr. Schmidt aus Halberstadt unterm 8. Januar 1888 mittheilt, ist Hildegrim im Hochstift Halberstadt nie als Heiliger verehrt, da er in sämmtlichen Necrologien nur als episcopus, gewöhnlich mit dem Zusatz „senior“ im Unterschied von Hildegrim II. (853—88) bezeichnet werde. Außerdem sei immer von seiner Memorie die Rede, die doch nie von einem Heiligen gefeiert wird. Auch Herr Generalsuperintendent D. Uebe in Münster schreibt mir, daß Hildegrim seines Erachtens niemals ein Heiliger im römischen Sinne gewesen sei. In Châlons-sur-Marne wird er nach der brieflichen Mittheilung des Herrn Generalvikars Sannet zwar in dem dortigen Ritual und im allgemeinen von allen französischen Schriftstellern als Heiliger bezeichnet, mais nous ne pouvons trouver chez nous, fährt der Brief fort, aucune preuve qu'un culte public lui ait jamais été rendu. Herr Sannet vermuthet, daß vielleicht in Werden eine öffentliche Verehrung Hildegrims stattgefunden und ein officium in der dortigen Bibliothek sich finde, wie man ihm in Frankreich gesagt habe. Indes die Vermuthung wird schwerlich richtig sein. Wenigstens habe ich auf eine Anfrage in Werden keine Antwort bekommen. Auf der Grabschrift Hildegrims in Werden soll nach einer in der Gallia christiana erwähnten Biographie Hildegrims als Abt von Werden gestanden haben:

Juli tredecimis resolutus carne calendis  
Hildegrimus tumulo clauditur opposito.  
Frater Liudgeri, coepiscopus utque beati  
Compar huic meritis, sicut in officiis.

Aber hieraus zu folgern, daß Hildegrim zu einem wirklichen Heiligen erhoben sei seitens der Kirche, weil er hier an Verdienst seinem heiligen Bruder für ebenbürtig erklärt wird, wäre denn doch zu weit gegangen. Dieser Auffassung stimmt auch die neueste Besprechung dieser Frage in der semaine religieuse du Diocèse de Châlons, samedi 25. février 1888 p. 352 bei, indes wird zugleich gesagt, daß die Fortsetzer der Bollandisten, 1868 hierüber befragt, geantwortet hätten „qu'on ne saurait mettre en doute le culte de saint Hildegrim.“ Eine Begründung dieser Behauptung aber haben sie wohlweislich nicht beigelegt.

## § 10. Die Beziehungen des heiligen Lindger zum Harzgau.

Ganz ähnlich wie es mit der Geschichte von der Wirksamkeit Hildegrims in unsrer Gegend steht, steht es mit der Geschichte der Wirksamkeit seines ältern Bruders Lindger. Seine Hauptbedeutung hat er als Missionar für Friesland gehabt. Von Jugend an von einem frommen Sinn durchdrungen, wurde er im Ausgang seines Kindesalters nach Utrecht

zu dem frommen Abt Gregor gebracht, dem Schüler und Nachfolger des Bonifatius, wo er für seinen späteren geistlichen Beruf herangebildet wurde. Er war bereits in den geistlichen Stand aufgenommen, (ums Jahr 765) als er nach York in England ging, um unter Alcuin seine Studien fortzusetzen. 774 kehrte er von dort zurück und bereits 775 wurde er zum ersten Mal in den Dienst der christlichen Mission gestellt, indem er nach Deventer geschickt wurde, um die von den Sachsen zerstörte Kirche und Gemeinde wiederherzustellen, was ihm auch gelang.

Fast 7 Jahr lang wirkte er hier in Nordfriesland mit einem gesegneten Erfolg in Gemeinschaft mit dem hl. Willehad. Durch den Sachsenaufrastand wurde er vertrieben und erst 785 konnte er nach seiner Rückkehr von Rom, von der bereits oben im Leben des Hildegim die Rede war, den alten Boden Wirkksamkeit wieder betreten, worauf er von Karl dem Großen zum Bischof über die westlichen Sachsen und die angrenzenden 5 friesischen Gaue ernannt wurde.

Ganz Friesland wurde durch seine Thätigkeit dem Evangelium gewonnen und selbst die Bekehrung der Einwohner auf Helgoland (nach einem Götzen fohete bis dahin fohetesland genannt) war sein Werk. Auf Karls Veranlassung verlegte er später seinen Sitz nach Mimigardesford, dem spätern Münster in Westfalen, von wo aus er durch Errichtung einer christlichen Schule und durch seine unausgesetzte Predigt dem Christenthum immer neue Bahnen in Sachsen eröffnete. Sein ganzes Herz hing später an dem Kloster Werethina, d. h. Werden an der Ruhr, das er 797 gegründet hatte und seine letzte Heimath wurde. Unermüdlieh hat er von hier aus den Samen des Evangeliums ausgestreut, bis er 809 heimging.

Von Werden aus soll er nun auch verschiedene Missionsreisen in unsre Gegenden gemacht haben und 798 bei Gelegenheit eines neuen Feldzugs Karls des Großen gegen die Ostsachsen nach Helmstedt gekommen sein (Wil. Behrendts, Leben des heiligen Endgerus, p. 32 fl.), wo auf den sogenannten Lützensteinen ein roher Wodansdienst, der mit Menschenopfern verbunden gewesen sei, im Schwange gewesen sei\*) In

\*) Die Lützensteine liegen etwa 10 Minuten westlich von der heutigen Stadt auf dem St. Annen- oder Corneliusberg, einer kleiner Anhöhe, die eine herrliche Aussicht nach allen Seiten hin gewährt.

Sie bestehen aus zwei etwa 200 Schritt von einander entfernten Steinaufhäufungen von riesigen Blöcken alten Quarzits, der sonst in der Umgegend nicht vorhanden ist.

Bei der Versammlung des Harzvereins für Geschichte im Juli 1888 wurde von Sachverständigen festgestellt, daß man es hier offenbar mit alten germanischen Steingräbern zu thun habe. Deutlich ließen sich an beiden Stellen je ein äußerer und innerer Steinkreis nachweisen, sowie die Deckplatten der eigentlichen Grabkammern. Im Volksmunde sollen sie Keltengräber genannt werden. Hiernach wird es wohl mit dem

einer von den Lösssteinen etwas abwärts gelegenen Niederung habe er zuerst ein großes hölzernes Kreuz errichtet, um darunter den herbeieilenden Heiden zu predigen. Behrendts hat sich sogar eine Predigt ausgedacht, die er da gehalten haben soll und die er wörtlich mittheilt. Auf der Ostseite der jetzigen Stadt Helmstedt habe Luidger sodann wahrscheinlich im August 798 an der noch heute nach ihm benannten Luidgerquelle die Neubekehrten getauft, nachdem er die Quelle zur Taufstätte hergerichtet, indem er sie bis zu einem Durchschnitt von etwa 12 Fuß habe lassen ausbringen, mit einem Kreuz auszeichnen und mit einem Zelt habe überspannen lassen. Im September 798 habe er auch sogleich noch ein Oratorium oder Bethaus Christo und dem heiligen Petrus geweiht\*) erbaut, welches in seinen Grundformen unter der später darüber erbauten Johanneskapelle auf dem innern Friedhof des nachherigen Klosters noch im Jahre 1843 vorhanden gewesen sei. Selbst eine kleine Glocke habe dem Oratorium nicht gefehlt.

Nach Einsetzung eines christlichen Priesters sei dann Luidger nach Münster zurückgekehrt. — 802 erschien er zum zweiten Mal, begleitet von seinem Bruder Hildegrim, in der Gegend von Helmstedt, um gemeinsam für die Ausbreitung des Christenthums zu wirken. Bei dieser Gelegenheit gründete er in der Nähe jener vorhin genannten Peterskapelle ein kleines Kloster, das den Namen des Luidger führte, und zugleich eine geräumigere Kirche zu Ehren der heiligen Felicitas. Das Kloster aber wurde mit dem Benedictinerkloster zu Werden so eng verbunden, daß ein gemeinschaftliches Oberhaupt beide Stiftungen verwaltete und im engeren Bruderschaftsbunde ein gemeinschaftlicher Convent die beiden Klöster umschloß. — So die sächsische Ueberslieferung wie sie sich bei Behrendts findet.

Prüfen wir sie auf ihren historischen Werth, indem wir von vorn herein ganz absehen von den mancherlei völlig willkürlich hergestellten Ergänzungen dieser Geschichte im einzelnen, zu denen auch der Berichterstatter Berends selber sehr neigt, so ist auch hier wie bei der Geschichte Hildegrims zunächst zu sagen, daß die ältesten Geschichtsquellen, vor allem das von Alfrid geschriebene Leben Luidgers, von einer Anwesenheit Luidgers in unsrer Gegend nichts berichten, was hier noch viel auffälliger ist, als das Schweigen jener Schrift über die Thätigkeit Hildegrims in unsrer Gegend, da ja doch dieselbe sich in erster Linie mit der genauen Erzählung des Lebens des heiligen Luidger beschäftigt, während

Wodansdienst an dieser Stelle nichts gewesen sein, da solche Gräber nicht zugleich als Cultusstätten von unseren heidnischen Vorfahren benutzt wurden.

\*) Christus und der Maria sowie dem Petrus war auch das von Luidger zu Werden errichtete Kloster geweiht. Vita S. Luidgeri lib. 2, 8, bei Perz.

Hildegim nur beiläufig erwähnt wird. So mancher Ort wird bei Gelegenheit der Erzählung der Wunder des heiligen Luidger von Alfried erwähnt, aber von Helmstedt oder einem andern Ort unsrer Gegend hören wir nichts.

Der erste, welcher von einer Stiftung des Klosters Helmstedt durch Luidger und damit auch indirekt von dessen Anwesenheit daselbst redet, ist der bekannte Chronist Thietmar von Merseburg († 1018) bei Perz V, 787 fl. lib. 4, 45). Er redet dort von zwei Mönchen aus Helmstedt Namens Rudolph und Marquord und sagt bei dieser Gelegenheit, daß sie dem Kloster des Bekenner Luidger angehört hätten, das er in Helmstedt zu Karl des Großen Zeit errichtet habe. — Nach Thietmar ist es erst die rhythmische Lebensbeschreibung des heiligen Luidger aus dem 12. Jahrhundert (Perz 2, 424), welche in der ersten Litanei erzählt, daß Luidger drei Gründungen ihre Entstehung verdanken: die Klöster Werden und Helmstedt, sowie das Bisthum Münster. In der zweiten Litanei aber wird berichtet, daß sich Luidger nach Nordthüringen begeben habe, wo er mit Hilfe seines Bruders (Hildegim) in Helmstedt seinen Wohnsitz aufgeschlagen und in Gemeinschaft mit diesem die heilige Saat des Evangeliums in die Herzen der Nordthüringer ausgestreut habe.

Auch der Annalista Saxo im 12. Jahrhundert gedenkt ad a. 809 des Luidger mit folgenden Worten: „In diesem Jahr ging der heilige Linder zum Himmel ein, welcher mit seinem Bruder Hildegim, dem Halberstädter Bischof, dem wilden Volk der Sachsen Christi Joch auferlegt hat.“ Man kann aus dieser besondern Erwähnung im Zusammenhang mit Hildegim wohl schließen, daß für den sächsischen Annalisten Luidger auch eine besondere Beziehung zur Halberstädter Diocese hatte.

Endlich berichtet das Chronicon Halberstadense (ed. Schatz p. 6) ad a. 824, daß Hildegim die Kirche, welche sein Bruder, der Bischof Linder, an die größere Kirche der Stadt anzubauen angefangen habe, vollendet und zu Ehren der Märtyrer Johannes und Paulus feierlich eingeweiht habe, was gleichfalls auf eine persönliche Anwesenheit Linders in unsrer Gegend hindeutet. —

Ein sicheres Urtheil zu sprechen, was von diesen Nachrichten über den Aufenthalt Lindgers in Ostfalen zu halten sei, ist schwer.

Auf der einen Seite fällt sehr in's Gewicht, die genannten Berichte als unglaubwürdig erscheinen zu lassen, der schon vorhin bemerkte Mangel irgend welcher Angabe in der von Alfried geschriebenen eingehenden Biographie Lindgers über dessen Anwesenheit in Ostfalen. Man kann kaum annehmen, daß dieser Mann nichts von Lindgers Reisen nach Ostfalen sollte mitgetheilt haben, wenn er daon gewußt hätte, zumal da doch auch die Erfolge in Ostfalen geeignet gewesen sein würden, die Heiligenkrone des Mannes in einem nur noch größeren Licht erscheinen zu lassen.

Auf der andern Seite steht dagegen die übereinstimmende sächsische Tradition, die mindestens in das erste Decennium des 11. Jahrhunderts hinaufreicht, also in eine Zeit, die etwa 200 Jahre später liegt, als die Anwesenheit Luidgers in Ostfalen stattgefunden haben soll.

Sie spricht mit Bestimmtheit von einer Anwesenheit Luidgers in Ostfalen. Solche bestimmte Ueberlieferungen ohne weiteres bei Seite zu schieben, zumal wenn sie hier so verhältnißmäßig bald und zwar in der betreffenden Gegend selber, um welche es sich handelt, auftreten, haben wir doch wohl kein Recht. Es hat sich oft bestätigt, daß solche Ueberlieferungen in der That einen historischen Kern in sich tragen, zumal wenn dieselben auch hier einer Zeit angehören, wo überhaupt der größte Theil der Specialgeschichte, abgesehen von wenigen Ausnahmen, durch Tradition fortgepflanzt wurde.

Was für die vorliegende Ueberlieferung sehr einnimmt, ist der Umstand, daß sie bezüglich der Zeit in die uns bekannten Lebensverhältnisse Luidgers passen würde. 798 soll er nach Ostfalen gekommen sein. Vor 798 scheint in der That kein Raum zu sein, wo eine Reise nach Ostfalen begreiflich wäre. 785 kehrte er von Rom nach seiner Flucht aus Friesland in das alte Gebiet seiner Wirksamkeit zurück. Hier hatte er dann jahrelang seine volle Arbeit, sein durch Widukinds Aufstand verwüstetes Arbeitsfeld wieder zu erneuern. Erst 797 konnte er die Gründung des Klosters Werden unternehmen. Dann aber würde es ihm in der That die nun folgende ruhigere Zeit möglich gemacht haben, eine Zeit lang nach Ostfalen zu gehen, indem er sich dem Zuge Karls in jene Gegenden angeschlossen.

Hierzu kommen noch andere Gründe, die Beachtung der sächsischen Ueberlieferung verlangen. Wir finden nämlich, daß eine Reihe von Kirchen jenseits der Ocker dem heiligen Luidger geweiht sind. Es sind die Kirchen zu Alleringersleben, zu Rhode bei Fallersleben, zu Rizardingerode nebst einer Kapelle am Dom zu Halberstadt. Wahrscheinlich würde die Zahl dieser Kirchen noch vermehrt werden können, wenn uns die Namen sämmtlicher Kirchenheiligen jenseits der Ocker bereits bekannt wären und wenn nicht andererseits eine ganze Reihe derselben überhaupt der Vergessenheit anheim gefallen wäre. — Auch eine Vicarie S. Luidgeri war im Dom zu Halberstadt vorhanden. Ferner berichtet das Chronicon Quedlinburgense ad a. 1021 (Leibnitz 2, 295) bei Gelegenheit der Kirchweihe der heutigen Servatiuskirche (Schloßkirche) zu Quedlinburg, daß der südliche Altar auf der Westseite 31 namentlich bezeichneten Heiligen geweiht worden sei. Sieht man die Namen dieser 31 Heiligen an, so stand ein großer Theil derselben zu unsrer Gegend schon in irgend welcher Beziehung. Unter diesen 31 Heiligen aber wird neben Bonifatius, Kilian und Lambertus auch Luidger und Wigbert genannt im Verein mit den mir ganz unbekanntem Heiligen Meinulf und Gundulf. Sollte diese Zusammenstellung etwa eine Beziehung auf die ehemalige christliche Mission in unsrer Gegend andeuten?

Ob die Lindgeriquelle östlich von Helmstedt als eine Quelle in Anspruch zu nehmen ist, die von den daselbst durch Lindger vollzogenen Taufen den Namen bekommen hat oder nicht, hängt ganz davon ab, ob überhaupt eine persönliche Anwesenheit Lindgers in dieser Gegend anzunehmen ist oder nicht. Sie kann sehr wohl entweder einem andern Mann dieses Namens ihren Namen verdanken, oder sie kann auch so genannt worden sein nach dem nachmaligen S. Lindgerkloster, dessen Eigenthum sie vielleicht war. Ich kann in Bezug auf die letztere Möglichkeit auf ein Beispiel hinweisen, das sich in meinem Geburtsort Blankenheim bei Eisleben findet. Dort heißt eine Quelle auf der südöstlichen Seite des Dorfes, am Eingang des Waldes nach der Altenburg gelegen, der Lambertusbrunnen.\*) Im Nordwesten des Dorfes gab es ein Lambertusholz, während die Dorfkirche dem heiligen Lambertus geweiht ist. So weit die historischen Nachrichten reichen, ist aber der heilige Lambertus selber († 708) nie in dieser Gegend des ehemaligen Friesenfeldes gewesen, sondern allem Anschein nach der heilige Wigbert. Er oder dessen Schüler sind's vielleicht gewesen, die der Kirche in Blankenheim den Namen gegeben haben und als ein Pertinenzstück der Lambertikirche hat dann sowohl der Brunnen als der Wald seinen Namen erhalten.

Ungleich wichtiger noch ist für unsere vorliegende Frage ferner die Thatsache, daß zwischen unserem Harzgan und dem Kloster Werden, diesem Centrum der späteren Wirksamkeit Lindgers, eine überaus enge Verbindung stattgefunden hat, indem die ersten Halberstädter Bischöfe zugleich Aebte von Werden waren. Ferner sieht es fest, daß zwischen dem Lindgerkloster in Helmstedt und Werden seit uralten Zeiten, selbst nach Rettberg (Kirchengeschichte 2, 482), der die ganze Lindgerfrage im negativen Sinn beantwortet, mindestens seit dem 10. Jahrhundert, bis in's spätere Mittelalter hinein eine förmliche Personalunion der Aebte bestand. Wie kam man denn auf eine Personalunion, die doch sonst durchaus nicht Regel war und die von vorn herein den Stempel eines Nothbehelfs an der Stirn trägt? Einen solchen Nothbehelf zu suchen, fühlte man sich doch gewiß nicht erst veranlaßt, nachdem das Kloster so und so lange bestanden hatte, sondern vielmehr bei seiner Gründung. Wäre das Helmstedter Kloster wirklich erst im 10. Jahrhundert entstanden, dann würde sich diese enge Verbindung mit Werden kaum erklären, da um diese Zeit die Bedeutung Werdens für unsere Gegend resp. das ehemalige Ostfalen vorüber war, also auch kein Grund vorhanden war, ein neues Kloster des Landes mit dem fernen Werden in Personalunion zu stellen. Dagegen wird die Sache sehr leicht erklärlich, wenn die Gründung

\*) Der letzte Graf von der Schulenburg-Klosterrode hat irrthümlicherweise diesen Namen auf einen viel weiter nordöstlich vom eigentlichen Brunnen im Walde belegenen Brunnen übertragen lassen.



des Klosters in Helmstedt zu einer Zeit geschah, wo eine Selbstständigkeit der Bewegung und Entwicklung noch nicht möglich oder doch nicht zweckdienlich erschien und darum die Anlehnung an ein älteres Kloster zur Sicherung des neuen Klosters nöthig war. Das war aber eben die Zeit, wo die christlichen Verhältnisse in Ostfalen noch wenig consolidirt waren, also etwa um das erste Viertel oder spätestens um die Mitte des 9. Jahrhunderts.\*) Daß man aber gerade Werden wählte, kam daher, weil von diesem Kloster aus die ersten Insassen des Klosters zu Helmstedt gekommen waren, oder weil dies Kloster Werden die sonstigen Grundlagen zur Errichtung des neuen Klosters dargeboten hatte.

Alle diese dargelegten Gründe zusammengenommen, lassen an einer directen Verbindung der kirchlichen Interessen unserer Gegend mit Werden und somit auch indirekt an einer Beziehung zu Lindger nicht zweifeln, auch wenn das Leben des heiligen Lindger von Altfried sowie andere gleichzeitige Quellen dessen keine Erwähnung thun.

Dagegen bleibt es sehr fraglich, ob der heilige Lindger wirklich persönlich in unseren Gegenden gewirkt hat oder nicht. Ihn den Apostel der Ostfalen zu nennen, wie manche thun, könnte ich mich selbst im bejahenden Fall nicht entschließen. Denn wäre es richtig, daß er 798 nach Ostfalen resp. Nordthüringen gekommen sei, dann hätte er ja überall auch hier schon das Christenthum, wenn auch immerhin noch in sehr roher Gestalt, vorgefunden, da die Befehring des ganzen Sachsenlandes zum Christenthum bereits 785 in den Augen Karls des Großen als abgeschlossen galt. Für Lindger wäre dann allerdings die nicht leichte Aufgabe übrig geblieben, das ostfälische Volk noch tiefer und fester im Evangelium zu begründen.

Indeß so lange nicht noch andere als die bekannten Quellen zum Vorschein kommen, ist und bleibt die persönliche Wirksamkeit Lindgers in Ostfalen resp. Nordthüringen ungewiß. Dagegen läßt sich die älteste sächsische Tradition sehr wohl vereinen mit der Annahme, daß das, was sie der persönlichen Wirksamkeit Lindgers zuschreibt, in Wirklichkeit der Wirksamkeit der Schüler resp. der Mönche des heiligen Lindger gilt, die vielleicht im Auftrag und unter Leitung des Meisters in Werden das Ostfalenland als Missionare durchzogen, später jene nach dem Namen des heiligen Lindger benannten Kirchen nach dem Tod desselben gründeten und ebenso das Kloster zu Helmstedt. Unmöglich kann Lindger selbst weder jene Kirchen, noch das genannte Kloster gegründet haben, da es allem christlichen Gefühl widersprechen würde und nicht minder aller kirchlichen Gewohnheit, wenn der Gründer solcher heiligen Stätten dieselben mit seinem eigenen Namen

\*) Auf diese Zeit weist auch in der Capelle auf dem Hof des Lindgerklosters Helmstedt ein alter Baurest in Gestalt eines Capitäls, das nach Hase der Karolinger Zeit angehört.

benannt hätte. Dagegen entspricht es durchaus einem persönlichen Gefühl der Verehrung und Dankbarkeit, wenn die Schüler den Meister durch ihre christlichen Gründungen zu verewigen und nicht minder ihre neuen Arbeitsfelder mit dem alten Arbeitsfeld zu Werden in dauernder Verbindung zu erhalten suchten.

## § 11. Der Abschluß der Christianisirung des Harzgaus.

Nach dem Tode Hildegrims folgte als Bischof von Halberstadt Thiatgrim von 827—840, der wie Lindger und Hildegrim ebenfalls mit Werden in einer engen Verbindung gestanden hat. Er ist auch dort begraben. Zu jener Zeit, so meldet das Chronicon Corbejense ab anno 768—1187, sollen zwei Mönche aus Corvey a. d. Weser, Thiadulf und Hildiward, das Werk der Mission in unsrer Gegend fortgesetzt haben, indem ausdrücklich gesagt wird, daß sie dem Bischof als Gehülfen beigegeben worden seien „damit sie die neue Kirche an den Orten pflanzten, wo schon vordem Luitharius und sein Bruder Hildegrinus, seine (des Thiatgrim) Blutsverwandte, den Samen des süßen Evangeliums austreuten.“ (Rettberg 2, 471 Anmerkung 8). Indes es erweist sich die genannte Quelle als zweifellos unächt, sodaß auf sie nicht mehr zu geben ist als auf eine Sage, deren geschichtliche Wahrheit nicht zu beweisen ist.

Auch der Nachfolger des Thiatgrim, der fromme und gelehrte Haymo (840—855), hatte noch, wie aus einer Bemerkung seines gelehrten Freundes Rhabanus Maurus in dessen Buch de universo (das er Haymo widmete und wahrscheinlich in Halberstadt schrieb, wohin er sich von Fulda aus geflüchtet hatte) hervorgeht, viel mit dem heidnischen Wesen zu kämpfen. „Ich weiß,“ sagt Rhabanus Maurus, „daß du nicht allein von den benachbarten Heiden [damit meint er wohl die Slaven jenseits der Elbe], sondern auch von deinen ungezügelten und sittenlosen Pfarrkindern viel Last zu tragen hast.“ (Schumann Missionsgeschichte 103).

Indes können wir wohl sagen, daß als Haymo starb und ihm sein Grab in Halberstadt bestellt wurde, das Heidenthum in unsrer Gegend im Großen und Ganzen überwunden war, wo für mir auch die Thatsache zu sprechen scheint, daß man es jetzt zum ersten Mal wagte, den Bischof am Ort seiner Wirksamkeit beizusetzen, was bei seinen Vorgängern nicht geschehen war.

Auch der Nachfolger auf dem bischöflichen Stuhl Hildegrim II. (855—888) war noch der alten Heimstätte der ersten Halberstädter Bischöfe, dem Gebiet des Klosters Werden, entnommen und hat auch dort in Werden wieder seine letzte Ruhe gefunden, aber jedenfalls konnte er bereits mit eingeborenen Geistlichen, ohne im wesentlichen mehr auf fremde Hülfe angewiesen zu sein, die christliche Kirche ungehindert weiter bauen.

Nicht unwichtig ist die Thatsache, daß von den ersten Bischöfen nicht weniger als drei ihr Grab in Werden gefunden haben. Auch hieraus geht neben der Thatsache, daß die ersten Halberstädter Bischöfe zugleich Aebte von Werden waren, mit Bestimmtheit hervor, wie innig die Beziehungen Werdens zur Missionirung des Harzgaus in jener ersten christlichen Zeit sein mußten. Das Verhältniß zu Werden lockerte sich offenbar mehr und mehr erst dann, seitdem die Halberstädter Bischöfe im Stande waren, die Versorgung der christlichen Gemeinden und die Bekehrung der noch übrigen Heiden nur durch eingeborene Geistliche ausüben zu lassen.

Wenn die sehr unsicheren Angaben über Hildegims II. Nachfolger Agulf, der urkundlich nur ein einziges Mal vorkommt (abgedruckt bei Leuckfeld *antiquitates Halberst.* 630 fl.) richtig wären, so wäre mit diesem Bischof sogar zum ersten Mal ein Mann von sächsischem Geblüt auf den bischöflichen Stuhl gekommen, aber die Nachrichten sind eben sehr unverbürgt. Niemann (*Gesch. von Halberstadt* 58) meint, daß er dem Namen nach zu urtheilen, eher fränkischer oder bayrischer Abkunft gewesen sei als sächsischen Stammes.

Mag es nun sein wie es wolle mit dem, was über die einzelnen Personen und die Missionsarbeit der Halberstädter Bischöfe bis gegen Ende des 9. Jahrhunderts erzählt wird, so dürfen wir doch wohl annehmen, daß in unserer Gegend und überhaupt in ganz Sachsen um's Jahr 850 die Christianisirung eine vollendete Thatsache war.

Ich finde hierfür eine wichtige Bestätigung in einer Stelle der Geschichte von der Ueberführung der Reliquien der heiligen Pusinna (bei Perz 2, 681), welche wahrscheinlich von einem Corveyer Mönch um's Jahr 860—877 geschrieben ist. Da heißt es wörtlich von der Christianisirung des Sachsenlandes:

„Das edle, tapfere und mit natürlicher Klugheit begabte Volk der Sachsen, das von Karl dem Kaiser mit wechselndem Glück kaum nach 30 Jahren unterworfen wurde, nahm den Glauben an Gott und die Hoffnung der ewigen Seligkeit an. Es kam anfangs sehr schwer zum göttlichen Glauben, da es durch seine alten Sitten gehalten wurde und es ihnen Unrecht schien, der Religion (ceremoniis) der Vorfahren Irrthum zuzuschreiben . . . . Denn wer der von den Vorfahren überlieferten Religion entsagen will, gesteht damit stillschweigend zu, daß sie sich geirrt, er selbst aber die Wahrheit gefunden habe. Aber mag es Hartnäckigkeit oder Beharrlichkeit oder Verkehrtheit genannt oder mit einem andern treffenden Namen bezeichnet werden, so wurde doch durch die natürliche Klugheit und durch den jeder Art Scharfsinn (*subtilitas*) zugänglichen edlen und klaren Geist, der durch Vernunftgründe und treffende Beispiele sowie durch starke Argumente und Beweise wankend gemacht war,

diese Gesinnung gleichsam wie durch eine Art Mauerbrecher gebrochen und überwunden. Ich bin nicht leichtfertig, wenn ich sage: daß keine Nation durch das Gut der Klugheit und des angeborenen Scharfsinns sich mehr ausgezeichnet habe, als diese. Daher kam es, wie es zu geschehen pflegt, daß sie, je mehr sie früher durch ihre natürliche Tüchtigkeit (efficacia) von der christlichen Religion abgeführt wurde, später sich ihr um so glühender hingab. Denn als ihr heiliger Sinn sich mehrte, verwandten sie ihr Gut zur Errichtung von Klöstern, brachten ihre Söhne der göttlichen Pflege (cultus) dar und gaben sich selbst von neuem dem himmlischen Dienst (servitio) zum Eigenthum.“

Wenn man dies Zeugniß ansieht, das ohne Einschränkung das Sachsenvolk als christlich bezeichnet, wenn man ferner erwägt, daß schon um die Mitte der dreißiger Jahre des 9. Jahrhunderts (Vilmar, deutsche Literaturgeschichte 1873, 29) das innige Gedicht des Heliand, das das Leben des Herrn Jesu auf Grund der Evangelien im sächsischen Gewand feiert, entstehen konnte und wenn man hört, daß bei der Ueberführung der Reliquien des heiligen Vitus nach Corvey an der Weser 836 solche Schaaren Sachsen erschienen, daß die Umgegend von Corvey eine Meile weit mit ihren Zelten und Lagerstätten bedeckt war (Schumann 145), so darf man hieraus wohl einen Schluß auch auf die Zustände in unserer Gegend machen.

Allerdings soll damit nun aber nicht etwa gesagt sein, daß um's Jahr 850 kein Heide mehr in unserer Gegend zu finden gewesen wäre. Die Geschichte bezeugt vielmehr das Gegentheil. Vor allem werden wir in den niederen Volksklassen und in den Schlupfwinkeln der Harzberge die immerhin noch ziemlich zahlreichen Reste des Heidenthums zu suchen haben. Die Heidenstiege, welche wir an 3 Stellen des Harzes finden: 1) in der Nähe des Krodenbachs von Norden nach Süden westlich vom Brocken den Harz durchziehend 2) in der Nähe des Dorfes Stiege, das nicht etwa, wie Schumann p. 23 nach Stübner behauptet, wirklich noch heidnisch war im 14. Jahrhundert, sondern gewiß nur einen Ort am Heidenstieg bezeichnete 3) südöstlich von Goslar, nördlich vom weißen Wasser (Harzzeitung 1870, 767 fl.) — weisen darauf hin, daß man nach wie vor in der Verborgenheit den alten Götzendienst weiter trieb. Auch die Roßtrappe weist Spuren auf, daß dort oben lange noch der heidnische Cult im tiefen Versteck gepflegt wurde. Warnend hören wir den Grafen Bernhard von Blankenburg zu der heiligen Lintburg, die ca. 870 starb und durch ihre nächtlichen Wanderungen zu entfernten Kirchen ihrem christlichen Gelübde genug zu thun suchte, sagen: „Warum willst Du den Tod vor der von Gott gesetzten Zeit Dir zuziehn? Das thust Du, wenn Du auf Deinen nächtlichen Wanderungen Dich den Gefahren unter den umschweifenden Heiden und falschen Christen und der Gefahr,

von wilden Thieren ergriffen zu werden, ausgesetzt“ (Vita L. Liutburgae Perz 4, 158 fl.) Zwar beziehen sich diese nächtlichen Wanderungen dem Zusammenhang der Erzählung nach nicht ausdrücklich auf die Gegend von Blankenburg, da an jener Stelle von Reisen in die Besitzungen des Grafen Bernhard die Rede ist, auf denen die Liutburg den Grafen begleitete, aber immerhin werden sich doch diese Reisen mehr oder weniger auf unsere Gegend erstreckt haben, wo jener Graf seine Besitzungen hatte.

Wie zäh das Heidenthum in den Gemüthern haftete, dafür ist ein merkwürdiger Beweis die Auffindung einer Aschenurne in der Nähe von Quedlinburg, in welcher neben den Aschenresten sich ein Marienbild vorfand (Leibrock, Chronik von Blankenburg 22). Bei Todesstrafe war das Verbrennen eines Todten nach heidnischer Weise verboten und doch konnte sich im vorliegenden Falle selbst die christliche Familie noch nicht losmachen, der alten gewohnten Sitte zu huldigen.

Ja es gab eine Zeit, wo es nach äußerer Ueberwindung des Heidenthums plötzlich zu einem letzten verzweifelten Versuch kam, dem Christenthum den Krieg zu erklären und dem alten Heidenthum wieder Bahn zu machen. Das war der Aufstand der sogenannten Stellingener. Als die Söhne Ludwigs des Frommen nach dessen Tod 840 sich gegenseitig in einem gräßlichen Bruderkrieg bekämpften, in welchem Lothar von seinen Brüdern Ludwig dem Deutschen und dessen Stiefbruder Karl bei Auzerre 841 geschlagen wurde, setzte Lothar alle Mittel in Bewegung, seine Herrschaft dennoch aufrecht zu erhalten. Da schickte er, wie Nithard in seiner Geschichte 4, 2 (bei Perz 2, 669) erzählt, 842 auch nach Sachsen „und ließ den Frilingen und Laxzen, deren es eine unendliche Menge giebt, versprechen, daß, wenn sie es mit ihm hielten, er ihnen das Gesetz, welches ihre Vorfahren hatten, als sie noch Götzendiener waren, wieder zugestehn würde. Da sie hiernach über die Maßen verlangten, gaben sie sich einen neuen Namen, nämlich „Stellinga“ und vereint vertrieben sie ihre Herrn fast aus ihrer Herrschaft, während jeder nach alter [heidnischer] Weise lebte, nach welchem Gesetz er wollte.“ Auch die Kantener Annalen (Perz 2, 227) erzählen davon, wie im Jahre 841 „durch ganz Sachsen hin die Macht der Leibeignen (servorum), die sich „Stellingener“ [= Aufständische (?)] nannten, über ihre Herrn gewachsen sei und viel Unvernünftiges (inrationabilia) vollbracht hätten. Auch wurden die Edlen im Lande von den Leibeignen hart mitgenommen und erniedrigt“. cf. auch Rudolfi Fuldensis annales ad a. 842 (Perz 1, 363). Doch berichtet die letztere Quelle nicht, daß Lothar die Veranlassung dieses Stellingerbundes gewesen sei. Auch im Harz sollen die Ideen der Stellingener reiche Nahrung gefunden haben. Besonders im Mansfeldischen in der Nähe des Arnsteins erhob das alte Heidenthum mit Macht wieder sein Haupt. Doch dauerte die Herrlichkeit nicht lange. Noch im Jahr 842 kam Ludwig der Deutsche mit einem Heere herbei, bestrafte die übermüthigen Leibeignen

und brachte sie wieder zur Ordnung (Annal. Xant. ad a. 842). 140 Männer ließ er köpfen, 14 aufhängen, wie Prudentius berichtet (Prudentii Trecensis Annales ad a. 842 bei Perz 1, 439). Unzählige Bauern aber, die mit den Waffen in der Hand ergriffen worden, wurden mit abgehauenen Händen nach Hause geschickt. Ein nochmaliger Versuch 843 wurde ebenfalls niedergeschlagen von Eintolf, dem Grafen des Engernlandes (Schumann 101). Damit war der letzte Versuch, gewaltsam gegen das Christenthum anzukämpfen, zu Grabe getragen.

## § 12. Die ersten Klostergründungen im Harzgau.

Von nicht zu unterschätzendem Einfluß sind für die Befestigung des Christenthums die Klöster gewesen, besonders die Klosterschulen, die durch christliche Erziehung und gründlichen Unterricht, den sie dem heranwachsenden Geschlecht ehemaliger heidnischer Eltern zu Theil werden ließen, ein neues Geschlecht heranzogen, das zugleich der thätigste Mithelfer der christlichen Predigt wurde, sobald es zur Selbstständigkeit herangewachsen war. In dieser Beziehung haben für das sächsische Volk und direkt auch für unsere Gegend besonders die Klosterschulen der Abtei Werden an der Ruhr und die hochberühmte Abtei Corvey an der Weser (gestiftet 822) einen nachhaltigen Einfluß ausgeübt.

An klösterlichen Stiftungen, die für das Christenthum ein wichtiger Stützpunkt wurden, hat es auch in unserer Gegend schon in frühester christlicher Zeit nicht gefehlt. Die erste Klostergründung hier zu Lande bestand in einem Nonnenkloster. Schon um's Jahr 820 gründete Gisela, die Wittve des Harzgrafen Anwan in Blankenburg, eine Tochter des Ostfalensfürsten Hefsi, ein Kloster zu Winadohusun (Wendhausen), dem heutigen Thale am Harz, in welchem ihre älteste Tochter Bilihilt die erste Abtissin wurde, während die Schwester Hrnouthilt einer andern Stiftung Giselas zu Charoltesbach im Saalgau vorstand. Zu Wendhausen, dessen Kloster 929 nach Quedlinburg verlegt wurde, entfaltet die Nonnen eine stille christliche Wirksamkeit durch Werke der Liebe und Barmherzigkeit, vielleicht auch durch Unterweisung der heranwachsenden Töchter der Umgegend. Kaum mehr als zwanzig Jahre später entstand auf Veranlassung des Bischofs Haymo in Halberstadt das erste Mannskloster der Benedictiner zu St. Wigberti in Quedlinburg, das für unsere Gegend die erste christliche Klosterschule brachte, in welcher nicht nur die Jugend unterrichtet, sondern auch zugleich die Geistlichkeit des Landes herangezogen wurde. Hersfelder Mönche fingen das Kloster an zu bauen um's Jahr 842, dessen Kirche nach der Angabe der Quedlinburger Annalen 849 geweiht wurde und deren spärliche Reste in einer verhältnißmäßig wohl erhaltenen Krypta sammt dem Altar bis auf unsere Zeit gekommen sind. Während sodann ein drittes Kloster am Nordwestrand des Harzes zu Brunshausen durch den Grafen Eintolf und

seine Gemahlin Noda für Nonnen gegründet wurde, das jedoch schon 856 in das nahe gelegene Gandersheim verlegt wurde, entstand 877 bereits wieder in unserer Gegend ein neues Jungfrauenkloster Benedictinerordens zu Trobiki (Drübeck), in das Adelbrin, eine Tochter aus edlem sächsischen Grafengeschlecht, die Stifterin des Klosters, als eine der ersten Nonnen eintrat. Die christliche Sage behauptet, daß Adelbrin mit 3 Brüdern durch den Halberstädter Bischof Bukko als erste Christen unserer Gegend und zwar an einem Osterabend getauft worden sei. Es läßt sich nachweisen, wie diese Sage entstanden ist, nämlich durch falsche Deutung einer Stelle in dem noch vorhandenen Stiftungsbrief des Klosters Drübeck vom 26. Januar 877. Dort wird Adelbrin als die Schwester der Grafen Theti und Wicker und als „prima in genere suo ad deum conversa“ bezeichnet. Dies übersezten die späteren Chronisten so, als sollte damit gesagt werden, Adelbrin sei von ihrer Familie die erste gewesen, die sich zu Gott bekehrt habe d. h. Christin geworden sei, während es offenbar heißen soll, daß sie die erste gewesen in ihrem Geschlecht, welche in den Dienst Gottes getreten sei d. h. nach damaliger Ausdrucksweise, daß sie den Schleier als Nonne genommen habe. (Vergl. Jacobs Urkundenbuch von Drübeck XIII.)

Früh schon treten auch in unserer Gegend einzelne hervorragende christliche Persönlichkeiten unter den Frauen auf. Dazu gehören die bereits genannten Frauen Gisela und Bilihild, die heilige Hathumod, erste Abtissin von Gandersheim † 874 und die Schwester derselben, Gerberg † 896. Vor allem aber nimmt unser Interesse in Anspruch die heilige Liutburg, welche den größten Theil ihres Lebens in unserer Gegend zugebracht hat. Es ist uns von ihr eine eingehende Lebensbeschreibung erhalten, die bei Perz 4, 158 fl. abgedruckt ist und einen Mann zum Verfasser hat, wahrscheinlich ein Halberstädter Priester, der ein Zeitgenosse der Liutburg war. Nach dieser Lebensbeschreibung machte Gisela, die Tochter Hessis und Gemahlin des Harzgrafen Anwan, der zu Blankenburg residirte, einstmals eine Reise. Von der Nacht überrascht, mußte sie in einem Kloster Obdach suchen. Hier in diesem Kloster fiel ihr ganz besonders ein junges Mädchen auf durch seine Schönheit und Liebenswürdigkeit, mit der sie dem Gast entgegentrat. Als Gisela das Kloster verließ, hatte sie die Jungfrau so lieb gewonnen, daß sie dieselbe aufforderte, mit ihr zu gehen, indem sie versprach, sie wie eine Tochter halten zu wollen. Diese willigte ein und so kam sie nach Blankenburg. Ihr Geburtsort ist nicht bekannt. Liutburg aber war ihr Name. Bald entstand zwischen Gisela und deren ganzer Familie einerseits und der Liutburg andererseits das innigste Gemeinschaftsverhältniß, daß die Jungfrau wie der gute Geist des Hauses angesehen wurde. Hochbegabt, in allen weiblichen Künsten wohl erfahren, bescheiden, mitleidig und barmherzig stand sie da und gewann sich aller Herzen, die mit ihr in Berührung

kamen. Dabei war sie von einem wahrhaft glühenden christlichen Glaubenseifer durchdrungen, dem sie nach damaliger Sitte in frommen kirchlichen Uebungen auf alle mögliche Weise genug zu thun suchte.

Als Gisela 840 starb, empfahl sie die Luitburg ihrem Sohn Bernhard und bat ihn, sie gleich einer Schwester anzusehen. Zweimal vermählte sich Bernhard, aber das Verhältniß der Luitburg zum Hause blieb sich nach wie vor gleich. Mit rührender Liebe hingen die Kinder des Hauses an ihr und nannten sie, wie der Verfasser ihres Lebens sagt, mehr Mutter als Pflegerin. Oft begleitete sie den Grafen auf seinen Reisen nach seinen ausgedehnten Besitzungen. So oft sie konnte, eilte sie auch während der Reise zur Kirche und selbst die Nächte benutzte sie, um, nur von einem kleinen Knaben oder Mädchen begleitet, zur Kirche zu eilen und hier zu beten und die Messe zu hören. Die Anstrengungen, die sie sich durch ihre Wachen, Fasten und nächtlichen Wanderungen auferlegte, wirkten bald verhängnißvoll auf ihren körperlichen Zustand. Mit Sorgen bemerkte es der Graf und machte ihr darüber schonende Vorhaltungen. Aber Luitburg wies alle Bedenken zurück, so daß der Graf sich wieder beruhigte und ihr zu geben versprach, was sie von ihm bitten würde. Aber siehe da, mit was für einer Bitte trat sie hervor? Sie bat, Bernhard möge ihr einen Ort geben, wo sie ihre übrige Lebenszeit in Buße und Andacht verbringen und für ihren Wohlthäter beten könne. Sie hatte sich bereits einen Ort hoch oben in den Harzbergen, etwa  $1\frac{1}{2}$  Stunden westlich von dem heutigen Klosterort Michaelstein zu ihrer Einsiedlerklausel ausgesucht. Dort, bat sie, möge ihr der Graf eine ganz kleine Zelle errichten.

Als dann nach einiger Zeit der Bischof Chiatgrim von Halberstadt in Blankenburg zum Besuch beim Grafen Bernhard weilte, erbat sich Luitburg zu ihrem Vorhaben dessen geistlichen Rath und dieser stimmte zu. So wurde denn die kleine Zelle an dem angegebenen Orte gebaut und eines Tages vom Bischof, der von einer großen Zahl Presbyter und einer Menge von niederen Geistlichen begleitet war, geweiht mit Segen und Weihwasser. Darauf wurde die Luitburg unter vielen Thränen in die kleine Wohnung eingeschlossen und ihr vom Bischof untersagt, sie je zu verlassen, wenn sie nicht durch unabweisbare Umstände dazu gezwungen würde.

So hat sie denn auch wirklich bis an ihr Ende nicht weniger als 30 Jahre lang hier oben in der Einsamkeit zugebracht in Fasten und Gebet, beschäftigt mit kunstvollen Stickereien heiliger Gewänder und kirchlicher Paramente, worin sie Meisterin war. Auch leitete sie Frauen und Mädchen der Umgegend zur Anfertigung dieser Arbeiten an, von denen sie eine Reihe für den heiligen Ansgarius, den Erzbischof von Bremen † 865, herstellte. Oft besuchte sie Bischof Haymo von Halberstadt (840—855) und auch Ansgar soll sie in ihrer Einsamkeit aufgesucht haben.

Ums Jahr 870 ist Luitburg gestorben.



Lange Zeit ist die Stelle, wo die Lintburg 30 Jahre als Einsiedlerin gelebt hat, unbekannt gewesen. Es ist das Verdienst des Herrn Kreisbau-  
meisters Brinckmann in Blankenburg, diese Stätte durch angestrenzte Nach-  
grabungen vor einigen Jahren (1885) wieder entdeckt zu haben. Unmittel-  
bar an der Höhle des sogenannten Volkmaraskellers, hoch oben im Wald,  
westlich von Michaelstein, wurden die Grundmauern des wenig umfangreichen  
alten Klosters Michaelstein, welches später über der Zelle der heiligen Lintburg  
errichtet wurde, in einer Weise bloßgelegt, daß über die Identität dieser  
Ortschaftlichkeit mit dem Standort der Zelle der Lintburg kein Zweifel mehr ob-  
walten kann. Uebrigens sollen die Gebäude dieses alten, lange Zeit der  
Kenntniß entrückten Klosters, noch bis in's 14. und 15. Jahrhundert hinein  
gestanden haben. Dann aber deckte sie der Rasen und über den Grund-  
mauern und ihren alten Altären erhoben sich die schlanken Buchen, die bald  
die Erinnerung an jene Ortschaftlichkeit gänzlich verwischten. Daß die Lintburg  
in der Volkmarshöhle gelebt habe, wie Einige anzunehmen scheinen, ist  
durchaus irrig. Dagegen sprechen bestimmt eine ganze Reihe von Angaben  
der Vita Lintburgae. Wohl aber kann man vermuthen, daß sie sich die  
Stelle für ihre Zelle gerade in unmittelbarer Nähe dieser Höhle darum  
gewählt hat, weil sie allerdings die Absicht hatte, durch öfteren  
und längeren Aufenthalt in dieser Höhle ihre Bußübungen  
noch zu verstärken. — Etwa 100 Jahre später hat die Lintburg in der  
frommen Klausnerin Sisu vor den Klostermauern Drübecks und in dem  
im Ruf der Heiligkeit stehenden Einsiedler Wanke, der im Waldes-  
dickicht des Schimmerwaldes seine Zelle aufschlug (in der Gegend des heutigen  
Zellholzes), zwei berühmte Nachfolger in unserer Gegend gefunden.

### § 15. Die letzten Spuren des ehemaligen Heidenthums.

Wir kommen nun zum Schluß unserer Untersuchung. Schon oben  
ist davon gesagt, wie zäh sich das Heidenthum auch in dem von uns be-  
sprochenen District gehalten hat. Kein Wunder daher auch, wenn wir  
hören, daß selbst in weit vorgeschrittener christlicher Zeit, wo Niemand mehr  
aufwuchs, ohne die christliche Taufe empfangen zu haben, immer noch An-  
flänge an die alte, längst vergangene Zeit hervortreten, die sich bis auf die  
heutige Zeit in dem mannichfachen Volksaberglauben unbewußt erhalten  
haben. Nach Adam von Bremen II, 46 dauerte z. B. zu Anfang des  
11. Jahrhunderts unter den Friesen, die doch viel eher schon Christen wurden,  
als die Bewohner unserer Gegend, die Verehrung der Haine immer  
noch in gewisser Weise fort, so daß sich der Bischof Anwan von Bremen  
genöthigt sah, diese Haine niederhauen zu lassen. Selbst Kaiser Heinrich IV.  
sagen es die Poehlder Annalen aus dem 12. Jahrhundert ad a. 1068,  
allerdings in einer offenbar verleumderischen, lügenhaften Weise, nach:

„Er war so sehr Gott entfremdet, daß er sogar ein Bild von der Größe eines Fingers, welches aus Aegypten gebracht war, verehrte und so oft er von diesem Auskunft verlangte, mußte er entweder einen Christen opfern oder an dem höchsten Festtage die größte Buhlerei treiben.“ Aus dieser verleumderischen Beschuldigung kann man einen Schluß machen, was man in damaliger Zeit noch hier zu Lande für möglich hielt. — Auch nach der Schlacht am Welfesholz bei Gerbstedt im Mansfeldischen (1115, wo Kaiser Heinrich V. von den aufständischen Sachsen und Thüringern geschlagen wurde, geschah etwas, was sehr stark an alte heidnische Gewohnheit erinnert. Damals wurde zum Andenken an den Sieg von den Sachsen in der Nähe des Schlachtfeldes ein Siegesdenkmal errichtet, welches als Jodut oder Jodutte bezeichnet wird. Es stellte einen geharnischten Mann dar, auf einer Säule stehend und einen Streitkolben in der einen Hand, in der anderen das sächsische Wappen. Diesem Bild wurde, wie es scheint, eine förmlich abgöttische Verehrung seitens der Sachsen erwiesen, sodasß sich der Bischof von Merseburg, nach Andern (Leuckfeld) der Bischof Friedrich von Halberstadt (ca. 1215) veranlaßt sah, diese Siegessäule zu zerstören.\*). Auch die abgöttische Verehrung des guten Lubbens [vgl. in Bezug auf den Namen die „Lübbensteine“ bei Helmstedt] in Schochwitz im Mansfeldischen, dem man die Gebeine todter Thiere opferte, über welche Bischof Gebhardt von Halberstadt in einem Verbot vom Jahre 1462 klagt (Neue Mittheilungen des thüringisch-sächsischen Vereins, Band 3, erstes Heft 135 und Band 5, zweites Heft 110 fl.) wirft ein eigenthümliches Licht auf den weit über die Naivität hinausgehenden Volksaberglauben jener Zeit. Allerdings ist hier wesentlich zu beachten, daß jene Gegend, in welcher diese hart an's Heidenthum streifende Gewohnheit ausgeübt wurde, eine von slavischer Bevölkerung besiedelte war, deren Christianisirung einer viel spätern Zeit angehört, als die der alten sächsischen Lande. Von den Slaven in Silivellum (Selben bei Jschortau, Kreis Delitzsch) erzählt z. B. Thietmar von Merseburg 7, 50 noch zum Jahr 1017, „daß dort die Leute die Kirche nicht besuchten, nach ihren Seelforgern nichts fragten, sondern ihre Hausgötter verehrten. Thietmar habe von einem Stabe gehört, an dessen Spitze sich eine Hand befunden, welche einen eisernen Ring hielt. Dieser Stab wurde von Hirten des Dorfs von Haus zu Haus getragen und dabei sprach der Träger beim Eintritt in's Haus zum Gnuß die Worte: „Wache, Hennil, [Heinz, Heinzelmann] wache!“ Denn so wurde er in der Bauernsprache genannt. Und dann schmansten

\*) Eine eingehende Abhandlung über die Jodutta findet man in der Bibliotheka historico philologico Theologica, classis septima, Amsterdami 1723. Nach Prof. Größler Neujahrsblatt Nr. 7 der hist. Commission der Prov. Sachsen p. 8 soll der in der mansfelder Gegend ehemals übliche Nothschrei „Jodute“ sowie das hier genannte Standbild an den Kriegsgott Jio oder Tio erinnern.

sie köstlich und meinten, durch den Schutz desselben gesichert zu sein.“ Sogar noch aus dem Jahr 1245 liegt uns eine Halberstädter Urkunde vor (Lenz, Diplomaf. Stifftshistorie von Halberstadt p. 172), worin die Gründung einer Kirche in Distorp in der Altmark, oberhalb des Drömlings, beurfundet wird mit der ausdrücklichen Erklärung, daß die Gründung deshalb erfolgt sei, damit die Leute in den Dörfern, welche den katholischen Glauben noch nicht angenommen hätten, sondern noch Heiden wären, zur wahren Einigkeit des Glaubens gebracht würden. Wenn aber jene Leute, nämlich die Slaven, von ihrem Brauch nicht lassen wollten, so sollten Teutonici (Deutsche) als Verehrer des wahren Glaubens an ihre Stelle treten.“

Danken wir Gott, daß das Christenthum im Lauf der Jahrhunderte sich immer fester eingewurzelt hat in allen deutschen Landen und insonderheit auch im alten Sachsenlande, sodaß es heute zu einem unentbehrlichen Schatz und Trost der Nachkommen jener alten Heiden auch bei uns geworden ist. Danken wir aber auch vor allem heute noch allen den Männern, die einst unsern Vorfahren das Wort Gottes gesagt haben. Ihre Namen sind uns, wie wir gesehen haben, der überwältigenden Mehrzahl nach völlig unbekannt. Bei Gott sind sie unvergessen. Mancher von ihnen hat gewiß mit seinem Blut seine christliche Predigt müssen besiegeln. Nun sie haben's vergossen ihrem gekreuzigten Heiland zu Ehren und wir wissen heute: Es ist nicht vergeblich gestossen, ihre Arbeit hat eine gesegnete Frucht getragen uns allen zum Heil, die wir noch hier auf altjächsischem Erdboden wandeln! —





## Inhalts-Angabe.

	Seite
§ 1. Land und Leute . . . . .	5
§ 2. Das Heidenthum der alten Sachsen . . . . .	7
§ 3. Die Anfänge des Christenthums unter den Sachsen und im Harzgan . . . . .	16
§ 4. Die Sachsenkriege . . . . .	24
§ 5. Die Missionirung Sachsens durch Karl den Großen und ihre erste Wirkung auf den Harzgan . . . . .	28
§ 6. Die Gründung der ersten Kirche zu Seligenstadt oder Osterwieck im Harzgan . . . . .	33
§ 7. Die Bekehrung Widukinds und die Vollendung der Christianisirung Sachsens . . . . .	45
§ 8. Der Charakter der fränkischen Missionsarbeit und ihre Erfolge	49
§ 9. Die Gründung des Bisthums Halberstadt im Harzgan und sein erster Bischof Hildegim . . . . .	55
§ 10. Die Beziehungen des heiligen Lindger zum Harzgan . . . . .	65
§ 11. Der Abschluß der Christianisirung des Harzgaus . . . . .	72
§ 12. Die ersten Klostergründungen im Harzgan . . . . .	76
§ 13. Die letzten Spuren des ehemaligen Heidenthums . . . . .	79



# Inhalts-Verzeichniss.

1	Kanzl. des Königs	§ 1.
2	Das Reichthum der alten Sachsen	§ 2.
3	Die Landtage des Reichthums unter den Sachsen und im Reichthum	§ 3.
4	Die Reichthümer	§ 4.
5	Die Missionierung Sachsens nach Karl dem Grossen und ihre erste Wirkung auf den Reichthum	§ 5.
6	Die Gründung der ersten Klöster zu Schenefeld ober Wittenberg im Reichthum	§ 6.
7	Die Bekämpfung Wölfs und die Dollenung der Christianisierung Sachsens	§ 7.
8	Der Charakter der sächsischen Missionenarbeit und ihre Erfolge	§ 8.
9	Die Gründung des Bisthums Halberstadt im Reichthum und sein erstes Bisthümliches Bisthümliches	§ 9.
10	Die Beziehungen des heiligen Einiger zum Reichthum	§ 10.
11	Der Abfall der Christianisierung des Reichthums	§ 11.
12	Die ersten Klostergründungen im Reichthum	§ 12.
13	Die letzten Spuren des ehemaligen Reichthums	§ 13.

Pen Xa 1497

OK

ULB Halle

3

004 574 893



Im Verlage von A. W. Bickfeldt in Osterwiech/Harz  
erscheint ferner:

**Ortia Lindemann**

oder:

**Der Zauberei-Proceß zu Egeln  
1612.**

Mit Benutzung geschichtlicher Quellen bearbeitet  
von

**Otto Freiherr Grote.**

Preis 50 Pf.

**Otto Weihmann.**

Ein Liedmäreken von B. T.

Preis 75 Pf.

**Humoristische plattdeutsche Gedichte**  
niedersächsischer Mundart

von

Preis 75 Pf.

F. Krone.

Preis 75 Pf.

Commissions-Verlag von A. W. Bickfeldt in Osterwiech/Harz:

**Lexicon**

deutscher, Stifter, Klöster und Ordenshäuser.

Herausgegeben

von

**Otto Freiherr Grote.**

Lieferung 6, à 1 Mark.



Inches

1  
2  
3  
4  
5  
6  
7  
8

Centimetres

# Farbkarte #13

B.I.G.

Blue

Cyan

Green

Yellow

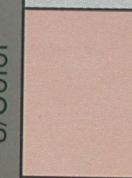
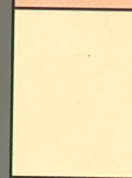
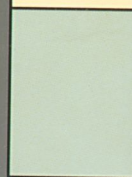
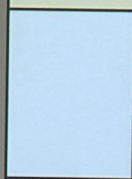
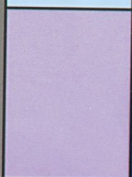
Red

Magenta

White

3/Color

Black



führung

# n thums

rzgau

ahrhundert

Berücksichtigung

es Bisthums Halberstadt.

Reinecke

Ostervieck am Harz.

0: 50.

eck/Harz.

n A. W. Zickfeldt.

88.